



ISSN: 1612-5940

Historisches Forum

14 • 2012

Im Schnittfeld von Europäischer Ethnologie / Volkskunde und Geschichtswissenschaften hat sich die Historische Anthropologie in den letzten drei Jahrzehnten international etabliert. Dabei orientiert sie sich an einem breiten Kulturbegriff und widmet sich der wissenschaftlichen Rekonstruktion wie Analyse von Lebenswelten und Alltagspraktiken. Gegenwärtig ist das ausdifferenzierte Feld von Debatten um Epistemologien und Methoden geprägt. Daher scheint es an der Zeit, ein Diskussionsforum zum **state of the art** in der Historischen Anthropologie zu veröffentlichen und auf H-Soz-u-Kult einen Diskussionsrahmen für aktuelle Forschungsfragen und Standortbestim-

mungen zu schaffen. Dieser Band aus der Reihe "Historisches Forum" versammelt Essays zu den aktuellen Debatten und liefert Anregungen zu Methoden- wie Theoriediskussionen.

ISBN: 978-3-86004-288-5

Historische Anthropologie Standortbestimmungen im Feld historischer und europäisch ethnologischer Forschungs- und Wissenspraktiken

Herausgegeben für H-Soz-u-Kult von
Beate Binder und Michaela Fenske



http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor/14

Veröffentlichungen von Clio-online, Nr. 2



Historisches Forum ist eine Reihe von Themenheften von Clio-online (<http://www.clio-online.de>) und seiner Kooperationspartner. Die Reihe bündelt ausgesuchte Beiträge geschichtswissenschaftlicher Online-Foren und herausragende Artikel, Debattenbeiträge, Kontroversen und Berichte zu ausgewählten historischen Fragestellungen. Sie erscheint in Kooperation mit den Verbundpartnern von Clio-online und der Humboldt-Universität zu Berlin. Jedes Heft wird von einem oder mehreren Herausgebern redaktionell betreut und enthält außer einer Einführung in das Thema auch ergänzende Verweise auf die Forschungsliteratur und andere Informationsquellen. Die Veröffentlichung erfolgt über den Dokumenten- und Publikationsserver der HUB: http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor/14.

[Historisches Forum]

Historisches Forum. - Berlin: Clio-online und Humboldt-Universität zu Berlin
Gesamttitle: Veröffentlichungen von Clio-online, Nr. 2
ISSN: 1612-5940

Bd. 14: **Historische Anthropologie. Standortbestimmungen im Feld historischer und europäisch ethnologischer Forschungs- und Wissenspraktiken** / hrsg. für H-Soz-u-Kult von Beate Binder und Michaela Fenske / (Historisches Forum: Bd. 14) - Berlin: Clio-online und Humboldt-Universität zu Berlin, 2010
ISBN: 978-3-86004-288-5

Dieses Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Es unterliegt den Nutzungsbedingungen des Dokumenten- und Publikationsservers der Humboldt-Universität Berlin (<http://edoc.hu-berlin.de>). Es darf und soll zu wissenschaftlichen Zwecken und zum Eigengebrauch kopiert und ausgedruckt werden. Die weiteren Rechte an den einzelnen Texten und Abbildungen verbleiben bei den Autoren bzw. bei den im Abbildungsverzeichnis genannten Rechteinhabern. Jede kommerzielle Nutzung der Dokumente, auch von Teilen und Auszügen, ist ohne vorherige Zustimmung und Absprache mit den Serverbetreibern und den redaktionell verantwortlichen Herausgebern ausdrücklich verboten.

Redaktionsschluss: 10.09.2012

Geschäftsführende Herausgeber:

Rüdiger Hohls – Wilfried Nippel
in Verbindung mit Clio-online (Rüdiger Hohls), H-Soz-u-Kult (Thomas Meyer – Claudia Prinz) und Zeitgeschichte-online (Jürgen Danyel – Jan-Holger Kirsch).

Technische Leitung:

Daniel Burckhardt – Moritz Lorey

Verantwortliche Redakteure und Herausgeber für dieses Heft:

Beate Binder – Michaela Fenske – Claudia Prinz
H-Soz-u-Kult-Zentralredaktion
c/o Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät I
Institut für Geschichtswissenschaften
Sitz: Friedrichstraße 191-193
D-10099 Berlin
Tel.: ++49-(0)30/2093-70602, -4786
E-Mail: hsk.redaktion@geschichte.hu-berlin.de
Web: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>

Umschlaggestaltung:

Moritz Lorey, Humboldt-Universität zu Berlin
Bild: Michaela Fenske, Georg-August-Universität Göttingen

© 2012 Clio-online

Historisches Forum

Historisches Forum 14 · 2012

Veröffentlichungen von Clio-online, Nr. 2
ISSN: 1612-5940

Historische Anthropologie
Standortbestimmungen im Feld historischer
und europäisch ethnologischer Forschungs-
und Wissenspraktiken

Herausgegeben für H-Soz-u-Kult
von Beate Binder und Michaela Fenske

http://edoc.hu-berlin.de/e_histfor/14

H | SOZ | U | KULT

ISBN: 978-3-86004-288-5

Editorial	1
<i>Beate Binder, Michaela Fenske</i>	
Historische Anthropologie. Standortbestimmungen im Feld historischer und europäisch ethnologischer Forschungs- und Wissenspraktiken	1
Beiträge	5
<i>Tracie L. Wilson</i>	
Coming to Terms with History: Translating and Nego- tiating the Ethnographic Self	5
<i>Jens Wietschorke</i>	
Historische Anthropologie und Europäische Ethnologie: Zur epistemologischen Verklammerung von Geschichte und Gegenwart in einem Forschungsprogramm	23
<i>Malte Bachem, Ruben Hackler</i>	
Überlegungen zu einer historischen Anthropologie des Verfahrens	37
<i>Margareth Lanzinger</i>	
Das Lokale neu positionieren im actor-network-Raum. Globalgeschichtliche Herausforderungen und illyrische Steuerpolitiken	51
<i>Lioba Keller-Drescher</i>	
Fragment und Ereignis. Zu Bedingungen der Möglich- keit historischer Anthropologie	65
<i>Rebecka Lennartsson</i>	
Archival Ethnography. Reflections on a Lost Note	77
<i>Herman Roodenburg</i>	
A New Historical Anthropology? A Plea to Take a Fresh Look at Practice Theory	93
<i>Sabine Kienitz</i>	
Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik	107
Register	123
Autorinnen und Autoren der Beiträge	123

Editorial

Historische Anthropologie

Standortbestimmungen im Feld historischer und europäisch ethnologischer Forschungs- und Wissenspraktiken

von Beate Binder und Michaela Fenske

Orientiert an einem breiten Kulturbegriff und ausgerichtet auf die Rekonstruktion und Analyse von Lebenswelten und Alltagspraktiken hat sich die Historische Anthropologie in den letzten drei Jahrzehnten im Schnittpunkt von Europäischer Ethnologie / Volkskunde und Geschichtswissenschaften etabliert.¹ Die Diskussionen, die in den 1980er-Jahren insbesondere in Auseinandersetzung mit der Sozial- und Strukturgeschichte zum Teil heftige Wellen geschlagen haben, sind gegenwärtig eher internen Auseinandersetzungen um Epistemologien und Methodologien gewichen. Diese Auseinandersetzungen haben zur Ausdifferenzierung des Felds Historische Anthropologie beigetragen. Zugleich haben sich die internationalen Bedingungen des Wissen-Schaffens in den historisch arbeitenden Kulturwissenschaften seit den späten 1980er-Jahren deutlich verändert. Dies betrifft zum einen die tiefgreifenden Umstrukturierungen der Ausbildungsbedingungen, die manchen Orten zu einer stärkeren interdisziplinären Zusammenführung von Fächern in Bachelor- und Masterstudiengängen geführt haben.² Zum anderen haben sich auch die Perspektiven, Fragestellungen und Herangehensweisen in den Wissenschaften selbst gewandelt. In diesem Zusammenhang ist etwa die zunehmende Öffnung der Sozial- und Kulturanthropologien gegenüber historischer Forschung zu nennen, wie sie sich an die Kritik der Konstitution der Anderen als zeitlose Entitäten anschloss. Waren es in den 1980er-Jahren eher

¹Für redaktionelle Unterstützung danken wir Marieke Tödter, Göttingen, sowie für Übersetzungsarbeiten Kelly Mulvaney, Berlin.

²Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf das Kernfach „Historische Anthropologie/Europäische Ethnologie“ im Studiengang „Historisch arbeitende Kulturwissenschaften“, das zum Sommersemester 2012 an der Universität Saarbrücken neu eingerichtet worden ist. Das Fach wird vertreten durch die Europäische Ethnologin / Volkskundlerin Barbara Krug-Richter.

AkteurInnen aus den Geschichtswissenschaften, die ethnologische Methoden der Befremdung für ihre Disziplin entdeckten, so beziehen mittlerweile in der gegenwartsorientierten Ethnologie situierte Forschende zunehmend Methoden der historischen Rekonstruktion ein und haben die klassische „Ethnohistorie“ in eine umfassende „Historischen Anthropologie“ gewandelt.³ Darüber hinaus beeinflussen auch die Paradigmen der neuen Wissensforschung, die Interventionen der Postcolonial Studies, der Area Studies sowie geschlechterkritische und queere Theoriebildungen die Methoden- und Theoriediskussionen in den Wissenschaftsfeldern, in denen die Rekonstruktion historischer Wissensräume und Lebenswelten den Fokus bildet.

Angeregt durch die amerikanische Folkloristin Tracy Wilson, die unaufgefordert einen Essay an die Redaktion von H-Soz-u-Kult geschickt hatte, haben wir uns entschlossen, ein Diskussionsforum zum *state of the art* der Historischen Anthropologie als transdisziplinärem Arbeitsfeld zu initiieren. Dieses Online-Forum bei H-Soz-u-Kult soll einen Ort bieten, die skizzierten Fragestellungen systematischer zu reflektieren und damit die Diskussion in und um Historische Anthropologie weiterzuführen.⁴ Uns scheint es lohnenswert, auf diese Weise das Profil der Historischen Anthropologie angesichts gegenwärtiger Verschiebungen im Kontext des Wissen-Schaffens weiterzuentwickeln und für europäisch vergleichende Betrachtungen zu öffnen.

Zu diesem Zweck haben wir im Herbst 2011 zu kurzen, am Format des wissenschaftlichen Essays orientierten Beiträgen eingeladen. Anknüpfend an jeweils eigene Forschungen konnten dabei im Einzelnen sehr verschiedene Fragestellungen am Anfang der Überlegungen stehen. So interessierte uns zum Beispiel, welche theoretischen Konzepte gegenwärtig für die Historische Anthropologie wichtige Anregungen

³Vgl. z.B. Andre Gingrich / Werner Zips, Ethnohistorie und Historische Anthropologie, in: Aloys Winterling (Hrsg.), Historische Anthropologie. Stuttgart 2006, S. 245-264 (erste Auflage 2003).

⁴Zu Diskussionen um Stand und Entwicklung der Historischen Anthropologie vgl. das demnächst erscheinende Heft zum 20jährigen Bestehen der gleichnamigen Zeitschrift: Rebekka Habermas / Jakob Tanner / Beate Wagner-Hasel, 20 Jahre Zeitschrift „Historische Anthropologie“. Historische Anthropologie 2 (2012).

und Impulse bieten. Ist in diesem Zusammenhang der mittlerweile etablierte Begriff der „Dichten Beschreibung“ weiter diskutiert und profiliert worden? Wie haben sich lokale, disziplinäre und/oder nationale Rahmungen und Verbindungen auf Forschungsagenden und Selbstverständnis der Historischen Anthropologie ausgewirkt? Was hat sich diesbezüglich in den letzten zwanzig Jahren geändert? Wo werden Gemeinsamkeiten, wo Unterschiede sichtbar? Welche theoretischen Konzepte haben in den letzten Jahren Einfluss genommen auf historisch-anthropologisches Arbeiten? Welche Impulse wurden aufgegriffen und produktiv gemacht? Wo stehen noch Auseinandersetzungen aus? In Hinblick auf die Methodendiskussionen interessierte uns auch, wie Fragen der Situiertheit des Wissens über eine Quellenkritik im engeren Sinn hinaus zur Reflexivität historischen Arbeitens beitragen (könnten), kurz: wie die Debatten um Repräsentation und Positionalität, die in der Wissensforschung, den Ethnologien wie der Geschlechterforschung in den letzten Jahren geführt wurden, für historisches Arbeiten produktiv gemacht wurden bzw. werden können.

Acht KollegInnen aus Deutschland, Österreich, den Niederlanden, Schweden, der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Amerika sind bislang unserer Einladung gefolgt. Ausgehend von ihren jeweiligen Arbeitsfeldern diskutieren sie die Potentiale der „Historischen Anthropologie“, avisieren dabei aber sehr verschiedene Aspekte:

Tracy Wilson, zurzeit Leipzig, und **Jens Wietschorke**, Wien, beschäftigen sich in ihren Beiträgen mit allgemeinen Aspekten historisch-anthropologischen Forschens. Geht es Wilson dabei vor allem um Differenzen in der Herangehensweise bei ethnologisch bzw. in den Folklore Studies ausgebildeten ForscherInnen auf der einen und historisch ausgebildeten auf der anderen Seite, so betont Wietschorke eher Gemeinsamkeiten des historischen Arbeitens. Wietschorke interessiert sich besonders dafür, wie Geschichte und Gegenwart in historischem Arbeiten aufeinander bezogen werden und wie dies von HistorikerInnen und Europäischen EthnologInnen in unterschiedliche epistemologische Programme eingebunden wird.

Malten Bachem und **Ruben Hackler**, Zürich, sowie **Margareth Lanzinger**, Hannover, erproben eine historisch-anthropologische Perspektive dagegen für bislang in dieser Teildisziplin weniger beachtete Problemfelder: Das Verfahren, verstanden als eine versuchte Formung menschlicher Praxis und Haltung, bzw. die Steuerpolitik stehen im Mittelpunkt ihrer Beiträge. Scheinbar nebenher diskutiert Lanzinger dabei die zentrale Frage nach der Verbindung verschiedener Ebenen und Welten – des Lokalen und Globalen bzw. von Mikro und Makro – und stellt unter Rückgriff auf Bruno Latours Arbeiten neue Überlegungen zur Position des Lokalen zur Diskussion.

Aspekte der Weitung des Methodischen bzw. Perspektivischen in Richtung auf eine Historische Ethnographie stehen schließlich im Mittelpunkt der Beiträge von **Lioba Keller-Drescher**, Tübingen, und **Rebecka Lennartson**, Stockholm. Während sich Lioba Keller-Drescher mit der Situiertheit von Wissen sowie Fragen von Material und Materialität am Beispiel der Mode auseinandersetzt, betrachtet Rebecka Lennartson die Arbeit im Archiv unter ethnographischer Perspektive.

Anschließend betrachtet **Herman Roodenburg**, Amsterdam, und **Sabine Kienitz**, Hamburg, nochmals die allgemeine Entwicklung der Historischen Anthropologie in den letzten zwanzig Jahren. Roodenburg sieht hier eine neue Entwicklung gegeben, da die Ethnologie der Körper, Sinne und Emotionen die Historische Anthropologie verändert habe. Kienitz setzt sich – ausgehend von fachinternen volkskundlich-kulturanthropologischen Diskussionen – mit der Frage auseinander, wie zwischen der Faszination von Quellen, den Emotionen der ForscherInnen und dem Archiv als Wissensraum vermittelt.

Wir laden die LeserInnen dieses Forums dazu ein, die hier publizierten Beiträge kritisch zu diskutieren sowie das Forum um eigene Beiträge zu ergänzen.

Beate Binder und Michaela Fenske

Beiträge
**Coming to Terms with History:
Translating and Negotiating the Ethnographic Self**
von Tracie L. Wilson

In recent decades western scholarship has witnessed a rapprochement between history and ethnography. Cultural historians, in particular, have acknowledged their debt to anthropology and ethnographers have called increasingly for the need to include and ground their work within larger historical frameworks. A small number of journals, such as *History and Anthropology*, *Ethnohistory*, *Focaal* and *Historische Anthropologie* provide contexts for this discussion and venues for scholars attempting to bridge the disciplines to publish their work. In addition, these journals were preceded by earlier publications such as the renowned *Annales d'histoire économique et sociale*, which continues to promote new approaches to the study of history. Today opportunities abound for scholars to draw from history, ethnography, and a plethora of other disciplines in pursuit of their research. Such freedom has many advantages and often results in insightful studies. However, such approaches are far from straightforward and, in fact, face significant challenges.

This essay stems from my experience in attempting to integrate historical and ethnographic perspectives. I have spent the last two years as an American ethnographer and folklorist, working at a German university with German historians on the interconnections of religion and law in the history of East Central Europe.¹ For ethnographers – who are essentially interpreters of cultural systems – I suspect the line between scholarly observation and everyday life is often difficult to

¹Cf. „Pathways of Law in Ethno-Religiously Mixed Societies: Resources of Experience in Poland-Lithuania and Its Successor States“, Institute for Slavic Studies, Leipzig University (<<http://www.religion-and-law-in-east-central-europe.de>>, 04.06.2012). I use the terms East Central Europe and Eastern Europe to refer to countries in the former Soviet bloc. I am aware that such terms also convey political and cultural connotations with regard to the region's relationship to Western Europe. However, I do not intend to suggest that they are any less European and legitimate than their western counterparts.

draw and in attempting to adjust to my life in a new country and a new research field, I have often felt that I am reflecting as much on and considering my observations of German, Polish, and Ukrainian (academic) cultures as engaging with the actual intended topic of my research. In trying to make sense of the new academic environment, and my tendency to think of this experience as another subject to be analyzed, I am reminded of a comment that Inta Carpenter, one of my former professors at Indiana University, once passed on when she mentioned that a colleague from another discipline had remarked that, „for folklorists everything is data.“ I believe this is likely true for many ethnographers of contemporary culture.

I was not so naive as to believe that making a shift from ethnographic research on contemporary communities to historical contexts would be without challenges. I anticipated the difficulty I would face in learning to navigate archives, especially those in former Soviet states, and the difficulty of improving language skills needed for my research, while at the same time improving my German in order to live and work in Germany. However, I did not expect that the ways in which historians and ethnographers think about research topics would be so different. Despite considerable overlap between anthropology/ethnography and some spheres of cultural and social history, and the assertion that current research trends suggest that the two fields are converging², I believe the modes in which historians and ethnographers operate are still quite different and the varied national and institutional frameworks through which they are understood create obstacles to integration that are worthy of consideration.

One major obstacle is that the status of „ethnography“ within the academy is particularly ambiguous, as the term has been used to refer to many different kinds of research and carries different connotations for different people, ranging from an innovative method with radical

²Cf. Volker Gottowik, *Fremde (Kon-)Texte: Zum Binnenverhältnis von Ethnologie und Historiographie*, in: Yvonne Kleinmann (ed.), *Kommunikation durch symbolische Akte*, Stuttgart 2010, pp. 23-36.

potential³ or a trendy buzzword to a backward, uncritical relic of the nineteenth century. Part of the difficulty lies in the differences between various ethnographic traditions within different countries, regions, and communities of scholarship. In discussions it is important to explain what kind of ethnography one is referring to, as it cannot be taken for granted that all scholars mean the same thing. Indeed, it is a significant challenge when one is not sure what term to use to describe a field of study or that one cannot, with any certainty, be confident that others understand what such terms refer to, in this case „ethnography,“ „ethnology,“ „anthropology,“ and „folklore.“⁴ To clarify my own use of terms in this essay, I use „ethnographer“ to refer to all researchers who use ethnographic perspectives and methods, namely participant observation, focused interviews, and study of groups or communities, including urban contexts.

With regard to history, a similar need exists to specify what kinds of historical research one refers to. Certainly some types of history come closer to ethnography or anthropology, in particular, cultural history, micro-history and some forms of social history. In the U.S., folklorists, especially those engaged in public sector work (for example, in arts agencies and museums), often find much commonality with colleagues in the field of public history. However, public history as a sub-field does not have a strong tradition in Europe.⁵ On the other hand, historical anthropology has a longer history in Europe,

³Cf. Wanda Vradi, *The Strange Case of Ethnography in International Relations*, in: *Millennium. Journal of International Studies* 37 (2008), pp. 279-301.

⁴The field of folklore has also experienced a crisis in naming in the last fifteen years. In this case the name is especially problematic as in common use it often denotes a range of unfortunate connotations from „quaint, but antiquated“ to „backward“ and „false.“ After much deliberation in the late 1990s the American Folklore Society opted to keep the name as no suitable replacement was found.

⁵For a brief discussion, see, for example, Debbie Ann Doyle, *National Council on Public History Meeting – International Public History*. AHA Today. (American Historical Association), <<http://blog.historians.org/news/1308/national-council-on-public-history-meeting-international-public-history>> (04.06.2012). Study programs in public history exist at the Free University of Berlin and the University of London.

especially among French scholars.⁶ In the last two years, I have found this sub-field, which draws strongly from research in social theory and socio-linguistics, especially useful in helping me to bridge the gap between ethnography and historical research. Regional variation, which I consider further below, is also key to different understandings of historiography.

In the Heart of Europe

The many differences from one country and institution to the next render discussions of ethnography, ethnology, anthropology, and folklore in East Central Europe problematic. Indeed, in examining this issue, Katherine Verdery has referred to „multiple ‘anthropologies’.“⁷ In recent years, some scholars have acknowledged the importance of such „alternative anthropologies“ as sites which offer great potential and new perspectives, especially as attempts to de-center and reexamine current thinking about history and culture.⁸ Nevertheless, among anthropologists focusing on East Central Europe, some scholars from the region have the sense that their work is less valued and are frustrated by what they often perceive to be the arrogance of western anthropologists.⁹

Despite the above critiques and calls for action, changes in scholars' assumptions and practices have been slow to take hold. And perhaps

⁶This is especially true if one considers the important role of the French *Annales* school in revolutionizing historical scholarship, including individuals such as Lucien Febvre, Marc Bloch, Fernand Braudel, Georges Duby, Jacques Le Goff, and Emmanuel Le Roy Ladurie. Other scholars central to historical anthropology include Peter Burke, Natalie Zemon Davis, Carlo Ginzburg, Alf Lüdtke, and Keith Thomas.

⁷Katherine Verdery, *Franglus' Anthropology and East European Ethnography: the Prospects for Synthesis*, in: Chris Hann et al. (eds.), *Anthropology's Multiple Temporalities and Its Future in Central and Eastern Europe*, Max Planck Institute for Social Anthropology, Halle, Working Paper no. 90 (2007), p. 50.

⁸Cf. *Anthropologists Are Talking' about Anthropology after Globalization*, transcribed discussion, in: *Ethnos* 72/1 (2007), pp. 102-126.

⁹See, for example, Michał Buchowski, *Hierarchies of Knowledge in Central-Eastern European Anthropology*, in: *Anthropology of East Europe Review* 22/1 (2004), pp. 5-14; Michał Buchowski, *Some Lessons from the Importance of History in the History of Central European Ethnology*, in: Hann et al., *Anthropology's Multiple Temporalities*, pp. 18-22.

it should be no surprise that change in academic cultures, like most cultures, in fact, comes about slowly. Similarly, although awareness exists regarding the need to integrate historical perspectives¹⁰ there are still relatively few social and cultural anthropologists from western countries studying East Central Europe who engage extensively with historical topics and methods.¹¹

Another phenomenon that may be specific to the region is the degree to which study of East Central Europe is dominated by historians. We live in a time in which considerable lip service is paid to interdisciplinarity and many historians recognize the important role that anthropology has played in influencing recent scholarship in cultural history. However, rarely does this translate into achieving balance among representatives from disciplines. When it comes to institutions devoted to the study of the region, there is often a „token ethnographer syndrome“¹² and in the same way that dominant cultures incorporate

¹⁰See, for example, Matti Bunzl, Boas, Foucault, and the 'Native Anthropologist': Notes toward a Neo-Boasian Anthropology, in: *American Anthropologist* 106/4 (2004), pp. 435-442, as well as Hann et al., *Anthropology's Multiple Temporalities*.

¹¹Some examples include Katherine Verdery, *Transylvanian Villagers: Three Centuries of Political, Economic, and Ethnic Change*, Berkeley (CA) 1983; Alaina Lemon, *Between Two Fires: Gypsy Performance and Romani Memory from Pushkin to Postsocialism*, London 2000; Keith Brown, *The Past in Question: Modern Macedonia and the Uncertainties of Nation*, Princeton (NJ) 2003; Bruce Grant, *The Captive and the Gift: Cultural Histories of Sovereignty in Russia and the Caucasus*, Ithaca 2009; Douglas Rogers, *The Old Faith and the Russian Land: A Historical Ethnography of Ethics in the Urals*, Ithaca (NY) 2009; Greta Lynn Uehling, *Beyond Memory: The Crimean Tatars: Deportation and Return*, Hampshire 2004; Alexei Yurchak, *Everything Was Forever Until It Was No More: The Last Soviet Generation*, Princeton (NJ) 2005. Scholars such as Yurchak, who are from Eastern Europe, but at least partly educated in North America or Western Europe, underscore the problematic nature of categories such as „western.“ Many of the above texts focus on the former Soviet Union rather than East Central Europe.

¹²I do not mean to suggest that this is necessarily a European phenomenon. Indeed, in the United States I spent time at two large research institutions with strong specializations in Russia and East Central Europe, and in both cases anthropologists and other ethnographers were largely absent among the faculty specializing in the region. Indiana University hired an anthropologist specializing in Eastern Europe when I was preparing to defend my dissertation at least twelve years after this gap in expertise had been recognized. In 2009, the administration of the College of Liberal Arts and Sciences at the University of Illinois at Urbana-Champaign refused to grant permission for a faculty hire in the anthropology of East or Central Europe, arguing that not enough

cultural elements of marginalized groups as resources with which to revitalize their own repertoires¹³ historians borrow concepts from ethnography, adapting them to new purposes. As with many other borrowings, by the time an aspect of culture has been incorporated by a dominant group, the group in which it originated has moved on.

The work and influence of Clifford Geertz illustrate this point especially well. I have been struck by the fact that there is so much discussion of Geertz within history circles. For some historians there is an almost automatic association between anthropology/ethnography and Geertz. Certainly, ethnographers acknowledge the central role that Geertz has played in guiding contemporary scholarship, but as Douglas Rogers has indicated, contemporary anthropologists are less likely to peddle „unvarnished“ Geertz.¹⁴

This discrepancy between history and anthropology is not surprising, as scholars in other fields who have attempted to incorporate ethnographic methods in recent years have sometimes promoted a more simplified model of ethnography.¹⁵ In addition, part of the difference may lie in that Geertz' work has been so central to contemporary anthropology that many of his assumptions have become a kind of habitus¹⁶ among ethnographers, especially those trained in recent decades. In some ways his influence has become a given and as such goes almost unnoticed. I studied folklore at Indiana University where performance approaches to the study of culture and symbolic behavior have been a central focus. Yet, until relatively recently I myself was

students took anthropology courses to justify such a hire and suggested instead that sociology would be more appropriate. Such examples underscore the marginal status of anthropology in American institutions and the lack of awareness of the field among larger populations.

¹³Cf. Roger Abrahams, *Man as Animal: The Stereotype in Culture*, Bloomington (IN) 1976.

¹⁴Douglas Rogers, *Historical Anthropology Meets Soviet History*, in: *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* 7/3 (2006), p. 634.

¹⁵For a discussion of the limitations of the „ethnographic turn“ in international relations research, see Vradi, *The Strange Case of Ethnography*.

¹⁶Cf. Pierre Bourdieu, *Outline of a Theory of Practice*, Cambridge 1977.

not fully aware of the degree to which Geertz' work has shaped my own training and perspective.

At the same time, the world of ethnographic study that I am familiar with is „post-Geertzian.“¹⁷ In particular, scholarship which draws from post-modernism and discourses on globalization were at the forefront during the late 1990s and early 2000s, though they too have been increasingly questioned. For example, in recent years anthropologists have questioned the utility of the concept of globalization, or at least begun to conceptualize it in its plural form („globalizations“), suggesting alternative spheres and temporalities¹⁸ and providing another area in which historical perspectives and methods should prove useful.

In recent decades there has been a movement toward studies of colonialism and empires, another trend which has moved many historians away from a limited focus on states and so-called great figures, and toward more complex study of actors and considerations of agency and power relations. A focus on individual motivations often leads historians to ask *why* the people they study acted as they did. Although ethnographers hope to gain insight into human motivations, they tend to be much more focused on *how* than *why*. With regard to historical texts, they are also less inclined to be concerned about „truth“ or accuracy in the documents they examine, and more with what may have made a source credible to the audiences to which it spoke.¹⁹ Ethnographers are generally more concerned with identifying and analyzing processes that reveal cultural patterns and relationships, which may provide insight into motivations, but seldom make outright declarations. At the same time, some historians have stressed

¹⁷Jonathan Friedman, Globalization, Class, and Culture in Global Systems, in: *Journal of World Systems Research* 6/3 (2000), pp. 636-656.

¹⁸Anthropologists Are Talking' about Anthropology after Globalization, pp. 102-126.

¹⁹John M Wantanabe, Email communication, April 1, 2010. For more on his discussion of applying „ethnographic sensibilities“ to study of archival texts, see John M. Wantanabe, *With All the Means that Prudence Would Suggest: Procedural Culture and the Writing of Cultural Histories of Power about 19th-Century Mesoamerica*, in: *Journal of Latin American Anthropology* 6/ 2 (2001), pp. 134-174.

that bias in sources does not render them useless²⁰ and have pointed out that an overemphasis on questions of reliability obscures important information, including the dynamics or mechanisms with which individuals are intertwined.²¹ Such examples suggest that there are a range of perspectives among historians and remind us that we should not over-generalize.

Case Studies and Ethnographies, Terminology and Assumptions

As I have indicated above, terminology is another area that academics from different fields must navigate in undertaking cross-disciplinary research. Scholars should pay attention to the terms they use, not only to avoid confusion, but also because our words not only describe and analyze our topics of study, but also play a part in creating new realities and the ways they are interpreted. Very often terminology serves to reify existing categories and promote established modes of thought and practice. On the other hand, attempts to redefine existing terms or to introduce new ones can lead to misunderstandings and sometimes the overuse of jargon. In short, this is a difficult area to navigate, but is nevertheless worthy of reflection.

The terms we use and how we use them also says something about the assumptions we hold. After spending some months working mainly among historians and hearing repeated references to the term „case studies,“ it occurred to me that this is not a term which ethnographers often use. They may sometimes use it to refer to their research in discussions with colleagues from other fields; however, the term most often used is simply „ethnography.“ For example, one might explain that the goal of a certain scholar is to produce an ethnography of human rights activist communities in Texas. Perhaps this difference also has something to do with a common understanding that an ethnography is a study of a relatively small group or community; therefore,

²⁰Ginzburg cited in Jim Sharpe, *History from Below*, in: Peter Burke (ed.), *New Perspectives on Historical Writing*, University Park, PA 1991, p. 30.

²¹Cf. Stephen Kotkin, *The State – Is It Us? Memoirs, Archives, and Kremlinologists*, in: *Russian Review*. 61 January (2002), p. 50.

there is no need to make this explicit. Instead, the focus is on the methods used to gather and interpret data, which are „ethnographic“ in nature.

Recently I have also come across references to „isolated case studies“ in history scholarship, an expression often meant to highlight the perceived shortcomings of case studies in that they are often thought to be divorced from a broader historical and cultural context which would render them more meaningful.²² The reference to „isolated case studies“ is also intriguing from an ethnographic perspective, since although several decades ago, ethnographers imagined the small-scale communities that they studied to be quite isolated, this is far from the case today. Indeed, from my perspective, a thorough case study or ethnography could not be isolated, as scholars have become much more aware of the linkages and networks that connect people across space and time. For example, my own current research project is focused on social reform, religion, and charity in the Habsburg city of Lviv at the turn of the century. Though Lviv is at the center of my study, the city was decidedly connected to other towns, villages, and urban centers in Galicia, the Habsburg Empire, the rest of Europe, and beyond. Such ties to communities and individuals outside the city, as well as the flow of ideas and practices across space, must; therefore, also be part of my narrative, requiring me to situate my research in broader contexts. Not surprisingly perhaps, I find this perspective similar to arguments made by proponents of microhistory. As Giovanni Levy writes: „It is often assumed, for example, that local communities can be properly studied as objects of small-scale systems, but that the larger scales should be used to reveal connections between communities within a region, between regions within a country, and so on. In actual fact, of course, it becomes immediately obvious that even the apparently minutest action of, say, somebody going to buy a loaf of bread, actually encompasses the far wider system of the whole world’s

²²See for example the discussion in Jim Sharpe, *History from Below*, in: Peter Burke (ed.), *New Perspectives on Historical Writing*.

grain markets. And only a paradoxical and significant distortion of perspective would suggest that the commercial life of one village is of no interest beyond its meaning on a local scale.”²³ With regard to cultural interpretations and the connection between large and small scales Geertz writes that, „social actions comment on more than themselves, that where an interpretation comes from does not determine where it can be impelled to go. Small facts speak to large issues, winks to epistemology, or sheep raids to revolution, because they are made to.”²⁴ The statements of Geertz and Levy, on the question of the relevance of the small scale, reveal similarities between disciplines. However, Levy also draws distinctions between interpretive ethnography and microhistory referring to differences that „concern the workings in practice of human rationality and the legitimacy of making generalizations in the social sciences.”²⁵ His reference to generalizations, points to another way that the fields of history and ethnography tend to vary.

I have been intrigued by the number of times that I have heard historians stress the importance of representativeness. Based on my experience, many ethnographers stress the need to be systematic in examining a particular body of material, but the issue of whether or not those resources examined are representative is not generally a topic of discussion. I believe this distinction points to a difference in assumptions. A basic assumption for many ethnographers is that communities are unique, or at least that all communities possess unique features; and therefore, they are ultimately not representative of other communities. This does not mean that the insights gained from studying them cannot prove useful in examining other communities, but that this is something that remains to be demonstrated. For example, I was intrigued when a colleague asked about Lviv being a representative example of a Habsburg city in Galicia. I was quite surprised, as from my point of view, Lviv, as the capitol of the region, would seem to be

²³Giovanni Levy, *On Microhistory*, in: Burke, *New Perspectives on Historical Writing*, p. 96.

²⁴Clifford Geertz, *The Interpretation of Cultures*, London 1973, p. 23.

²⁵Levy, *On Microhistory*, p. 100.

decidedly *non-representative*. In undertaking interdisciplinary studies that combine history and ethnography, it is important to be aware of such key differences in the assumptions that accompany ethnographers and historians, at the same time acknowledging that there is considerable variation even among scholars in each of these fields and the specific traditions that they are connected to. Despite such differences and possible complications, I argue that such cooperation is worthwhile and that considerable benefit can be found in combining these perspectives.

Blending Ethnographic and Historical Perspectives

Employing ethnographic approaches in the study of historical topics enables scholars to focus on practices and processes, thereby illuminating how things unfolded on the ground. Of course this is more challenging with regard to communities of people who are no longer alive, as scholars must work with the traces that remain. Ethnographic perspectives can also lead this endeavor to more rich and creative sources, drawing, for example, from material culture, as well as folk and literary narratives. Detailed study of processes and practices reveal the tensions that exist between the everyday and grand narratives both of the period and with regard to subsequent historiographic treatments. Such approaches do not do away with large-scale narratives but problematize them in potentially productive ways. For example, Pieter Judson has posed the question of how one might undertake a history of the Habsburg Empire that does not center on the nation.²⁶ Ethnographic perspectives, which ground analysis in specific practices of individuals and communities in regional contexts and which also demonstrate the situational nature of identities²⁷, can provide an important component in such an endeavor. Research which focuses on

²⁶Cf. Pieter M. Judson, *Rethinking Nationalist Narratives of Difference in Habsburg Central Europe, 1780-1945*, Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO), Leipzig, 18.05.2011.

²⁷Cf. Elliott Oring, *Ethnic Groups and Ethnic Folklore*, in: Elliott Oring, *Folk Groups and Folklore Genres: An Introduction*, Logan 1986; Stuart Hall, *Who Needs Identity?*, in: Stuart Hall / Paul du Gay, (eds.), *Questions of Cultural Identity*, London 1996.

specific regional or urban contexts are another sphere for particularly fruitful consultation and collaboration across disciplines.

In recent decades, scholars have praised Jean and John Comaroff's two-volume work „Of Revelation and Revolution“ on missionaries and colonialism in South Africa as an exemplary attempt to integrate ethnographic and historical perspectives. In her review assessing the Comaroff's research, Sally Engle Merry stresses that one of the important contributions is their analysis of how colonialism and capitalism and the inequalities that followed became accepted among the Tswana. She argues that the authors succeed in linking emerging power relations and cultural meanings to „domains of social life that fall into the category of the taken for granted and the everyday; such as practices of agriculture, housing, dress, health, and hygiene, furnishings, domesticity or healing.“²⁸ One of ethnography's strengths lies in its practitioners' ability to examine the overlooked or draw attention to those areas of life which go unquestioned or unnoticed. However, the ability to take this analysis further and to fill in the gap between these practices and larger socio-economic and political structures remains more challenging. The integration of historical perspectives can be productive in bridging this gap between large meta-narratives and the life experiences of individuals.

Contrasting Understandings of Historiography

Another factor which complicates discussions of ethnography and history among specialists of East Central Europe are differing approaches to historiography. In this case, manifestations are most clearly identified in differences between East and West. For example, East and East Central European traditions value thorough immersion in sources and extended study of topics, often over the course of many years. Scholars from the west tend to emphasize the application of theory to sources, innovation, and scholarship seen to demonstrate concepts or relevance

²⁸Sally Engle Merry, *Hegemony and Culture in Historical Anthropology: A Review Essay on Jean and John L. Comaroff's 'Of Revelation and Revolution.'*, in: *The American Historical Review* 108/2 (2003), p. 468.

beyond the specific example studied.²⁹ This contrast sometimes leads to frustration and friction when scholars from divergent traditions meet.³⁰ However, my (albeit limited) observation suggests that they often move in different circles. Such separation underscores another tendency, which prevails in many academic disciplines (and beyond): we tend to congregate with those who think and work in similar ways, a practice that may be comfortable and pleasant, but which does not push us to reexamine our methods and assumptions.

Within the field/s of ethnology/ethnography/anthropology/folklore the division between East and West may be less stark, or at least more complex and varied from one country and institution to the next. Within the context of the United States, ethnography in recent years has been identified as a methodology (most often associated with anthropology) and often valued for the more fine-grained, qualitative insights that can be gained, in contrast to quantitative research.³¹ In this sense many scholars from other social sciences have come to see it as an innovative approach when applied to their topics of interest and integrated with what are perceived to be more conventional methodologies.

In Europe, although there are many scholars who see ethnographic approaches as productive, the term „ethnography“ (or *etnografia*) still carries a stigma due to its association with nineteenth and early twentieth century collectors of peasant customs, etc. For researchers who stress the importance of theoretical concepts, this characterization embodies the sin of uncritical description. In contrast, ethnology has often focused on documentation and comparative analysis of

²⁹Cf. Marcel Detienne, *Murderous Identity: Anthropology, History, and the Art of Constructing Comparables*, in: *Common Knowledge* 8/1 (2002), pp. 178-187.

³⁰My characterization of East Central European historiography is a generalization and I realize that there are exceptions. For example, theoretical concepts, comparative perspectives and methodologies are also central to the approaches of historians trained at institutions such as the European University of St Petersburg, the Central European University in Budapest, and in the humanities at Warsaw University. I am sure that there are other institutions where this is also the case. This dichotomy is also blurred by many young scholars, especially those who have acquired international experience.

³¹Cf. Vradi, *The Strange Case of Ethnography*.

far-away, „exotic“ cultures. However, within East Central Europe, the formulations and combinations of ethnography, ethnology, and folklore varied considerably from one country to the next. In the case of Poland, Zbigniew Jasiewicz argues that during the early years of the communist regime, the focus was on *etnografia*, which referred to the culture of rural populations. However, he asserts that *etnologia*, as a more comparative and comprehensive approach also gained increasing ground in Polish scholarship from the 1960s to the 1980s and that more and more young scholars also identified with social anthropology in the last decades of the communist era.³²

This situation is not surprising as Poland was relatively more open compared to many other socialist countries. And this may also account for why today its ethnology departments are among the most broad, integrating a range of perspectives from traditional study of rural communities in Poland to research in other countries, and on contemporary subjects such as urban ethnography. It is also significant that in the early 1990s many institutions changed their department names from *etnografia* to *etnologia* and more recently at least two departments (Adam Mickiewicz University in Poznań and Warsaw University) added *antropologia kulturowa* to their titles.

In a debate on the appropriateness of introducing separate anthropology programs within East Central European academic institutions, social anthropologist Chris Hann argues against the founding of parallel programs. Instead he stresses the important role that ethnography (*narodopis*) faculties can contribute to anthropology, by drawing on their traditions of historical research. He argues for a „big tent“ approach, in which many different types of scholars, methods, and orientations can be found within more expanded ethnology programs.³³ In response, several East Central European scholars describe reasons why it is not possible or practical to create faculties that include *narodopis* researchers and social anthropologists. The reasons given include

³²Cf. Zbigniew Jasiewicz, *Między etnografią a antropologią kulturową*, in: *Nauka* 2 (2006), pp. 65-80.

³³Cf. Hann et al., *Anthropology's Multiple Temporalities*, pp. 8-10.

fierce competition over resources and the perception that scholars in other camps (namely those in a more traditional, peasant-focused vein of ethnography) are too inflexible.³⁴

In the above-mentioned discussion, Michał Buchowski stresses that, in the case of Poland, there has long been a tradition of integrating historical perspectives with the methods and concepts of anthropology³⁵ and indeed, discussions of a renewed convergence between history and anthropology seem to be more common in western contexts.³⁶ This focus is often met with confusion when it is raised in some East Central European contexts. For many ethnographers of the region, it is assumed that their work will also be informed by engagement with historical perspectives. Our research group has encountered such confusion when making inquiries about possible guest scholars from the region who could address the integration of historic and ethnographic methods. For many scholars the two have long been integrated. This assumption then raises the issue of what we mean when we refer to history and ethnography and the need to acknowledge that there are various kinds of historical and ethnographic research.

Concluding Thoughts

In her analysis of the incorporation of ethnographic approaches into international relations scholarship, Wanda Vradi refers to a „critical lag that exists between the two disciplines, a delay in cross-disciplinary reading practices.“³⁷ However, such delays are an inherent part of transdisciplinary research. The demands of established fields require

³⁴Cf. Aleksandar Bošković, *Between Ethnology and Anthropology: some former Yugoslav perspectives*, in: Hann, *Anthropology's Multiple Temporalities*, p. 18; Juraj Podoba, *Social Anthropology in East-Central Europe: intellectual challenge or anachronism?*, in: Hann, *Anthropology's Multiple Temporalities*, pp. 32-33.

³⁵Cf. Buchowski, *Some Lessons*, pp. 18-22.

³⁶I am aware that as I write this I am situated within a research group in Leipzig, which I also consider Central European, thereby complicating the matter. At the same time, my German colleagues inform me that the tendency of American scholars to refer to Central and Eastern Europe and to include Germany in this formulation is rather different from the practice of German scholars who do not often include Germany.

³⁷Vradi, *The Strange Case of Ethnography*, p. 280.

us to spend extensive amounts of time engaged in keeping up with scholarship on our home disciplines, a task that is itself virtually unachievable, as there is always more that one should read, as well as the host of administrative responsibilities that encroach on academics. There are some individuals who very effectively cross borders in their research and such efforts are commendable, but we should acknowledge that working across disciplines is challenging and far from self-evident for many scholars.

One obstacle is that we live in a world with multiple systems of meaning and this applies also to academic cultures. Too often we assume that our systems and our academic languages are shared by others, and often they are not. Academic cultures are specific, not only to disciplines within specific countries and regions, but they also vary across departments, institutes, and among faculty groups. For this reason, it is productive to place ourselves under the microscope from time to time, or allow others to do so, thereby raising awareness and understanding of the specific academic cultures which we create and reproduce. I realize that this suggestion may make academics uncomfortable; however, a more clear articulation of our assumptions and practices can pave the way to better understanding of our differences and the strengths of various fields of inquiry and shed light on ways to forge more fruitful cooperation.

Beyond studying academic cultures, another means to promote productive cross disciplinary research is to create contexts that are committed to this goal, namely in the form of institutions and events. However, in order for this to be effective, efforts must go beyond paying lip service to interdisciplinarity and the inclusion of the occasional token representative from other fields. With regard to East Central Europe, there are many institutions which are dominated by historians (and sometimes political scientists) and I have the impression that they mainly talk to each other. On the other hand, although ethnographers from western countries often acknowledge a need to better integrate historical perspectives, there are few focusing on East Central

Tracie L. Wilson

Europe who study historical contexts. Such gaps make it difficult to find common ground.

Nevertheless, I am convinced there is much to be gained by crossing disciplinary boundaries. Scholars and their research benefit through exposure to other perspectives and in this way come to fresh ideas and new approaches to their topics. Such contact is also essential in helping us to reconsider our basic working assumptions, which often go unarticulated or even unnoticed, and to interrogate and re-examine our positions and practices. Although we may not come to fast conclusions or be successful in mending all fences between rival approaches, examining the ways in which traditions of scholarship diverge, are understood, and in turn, shape the academic landscapes within different countries and institutions brings us closer to productive dialogue.

Historische Anthropologie und Europäische Ethnologie: Zur epistemologischen Verklammerung von Geschichte und Gegenwart in einem Forschungsprogramm *von Jens Wietschorke*

Historische Anthropologie ist eine Forschungsrichtung, die aus einer Erneuerungsbewegung der Geschichtswissenschaften hervorging und auf ganz verschiedene genealogische Herleitungen verweisen kann. Das Spektrum reicht von der klassischen deutschen Kulturgeschichte und der Historischen Soziologie über die Mentalitätengeschichte der „Annales“ bis hin zur Alltags- und Mikrogeschichte der 1980er-Jahre sowie die Traditionslinien der Philosophischen Anthropologie. Begriffsprägend war die Orientierung von Teilen der Geschichtswissenschaften an Methoden und Zugangsweisen der Kultur- und Sozialanthropologie. Dabei sind deren Forschungsarbeiten teilweise nur sehr verkürzt rezipiert worden, wobei man sich zudem von „ziemlich abseitigen Vorstellungen über diese Disziplin nicht hat lösen mögen“.¹ Das Programm aber war relativ klar konturiert: Die Annäherung an qualitative anthropologische Ansätze sollte die Dominanz eines strukturfixierten Blicks auf die Sozialgeschichte brechen, die Betonung des Kulturbegriffs sollte die „agency“ der historischen Akteure in den Mittelpunkt rücken: ihr konkretes Handeln, ihre Deutungsmuster und ihre Selbst- und Fremdbilder. „Historische Anthropologie“ lässt sich von hier aus als Versuch charakterisieren, die ungeheure Komplexität von Lebenswelten und der „lived experience“ zumindest theoretisch als den Gegenstand geschichtswissenschaftlicher Forschung zu bestimmen. Zugleich aber war die Tendenz zur Historischen Anthropologie auch Teil einer reflexiven Wende, wie sie die Sozial- und Kulturwissenschaften insgesamt in den 1980er- und 1990er-Jahren durchliefen. Was in der Ethnologie unter dem Etikett von „writing culture“ debattiert wurde, erreichte ansatzweise auch Teile der Geschichtswissenschaften.

¹Thomas Sokoll, *Kulturanthropologie und Historische Sozialwissenschaft*, in: Thomas Mergel / Thomas Welskopp (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997, S. 233-272, hier S. 236.

ten, deren auktoriales Schreiben im Sinne von „situated knowledge“, Narrativik und Dialogizität neu überdacht wurde.

Dass sich die ethnologisch inspirierte europäische Geschichtswissenschaft und die historisch arbeitende Europäische Ethnologie – respektive Volkskunde – in vielen ihrer Grundannahmen und Herangehensweisen treffen, ist vor diesem Hintergrund leicht nachvollziehbar. Denn in diesem traditionell mit „Volkskultur“ befassten Fach gehörte eine praxeologische und akteurszentrierte Perspektive auf historische Lebenswelten schon längst zu den Grundlagen. So gab es durchaus Fachvertreter, die disziplinäre Besitzansprüche anmeldeten, als sich in den 1980er-Jahren die Historische Anthropologie und mit ihr eine kulturgeschichtliche Volkskulturforschung im Spektrum der Geschichtswissenschaften zu etablieren begann. In einigen volkskundlichen Rezensionen historisch-anthropologischer Werke war damals ein skeptischer Unterton zu hören, und insbesondere als eine Gruppe deutscher Historiker/innen um Richard van Dülmen das Thema „Volkskultur“ entdeckte und überaus produktiv bearbeiteten, ohne sich dabei als bloße Nachhut der Volkskunde zu fühlen, klang immer wieder ein gewisses Konkurrenzdenken an. So schrieb der Volkskundler Andreas Kuntz in einem kleinen, 1995 publizierten Text: „Seit sich ein Teil der Geschichts- oder doch mindestens Sozialgeschichtswissenschaft in der Bundesrepublik anschickt, dem Pfad des ‚going native‘ zu folgen und damit der weit über hundertjährigen Wissenschaftstradition der Volkskunde sich anzuschließen, seitdem sich der ‚Missionar im Ruderboot‘ befindet [...], werden die Lebensformen der Menschen als ‚anthropological history‘ untersucht“.² Und wenig später findet sich nochmals der Hinweis darauf, dass das Fach Volkskunde der Historischen Anthropologie „allererst den Weg bereitet“ und dazu „die Vorlagen und Malbögen“ geliefert habe.³ Ein solches disziplinäres Selbstbewusstsein ist weder vor dem Hintergrund der transdisziplinären Genese historisch-anthropologischer Ansätze, noch in Rücksicht

²Andreas Kuntz, *Vorbemerkung*, in: Ders. (Hrsg.), *Lokale und biographische Erfahrungen. Studien zur Volkskunde*, Münster 1995, S. IX-XIV, hier S. IX.

³Ebd., S. X.

auf den „weit über hundertjährigen“ Beitrag der Volkskunde angebracht. Es erinnert an die kleinen Igel, die dem hin- und hereilenden Hasen ihr „Ick bün all hier“ nur deshalb entgegenhalten können, weil sie sich vom eigenen Fleck gar nicht erst wegbewegt haben. Sicherlich: Die Bemerkungen von Andreas Kuntz waren nicht zuletzt eine Reaktion auf das notorische Rezeptionsproblem der Europäischen Ethnologie. Denn freilich hatte man bei der Entdeckung der Volkskultur in den Geschichtswissenschaften – mit einigen gewichtigen Ausnahmen – die volkskundlichen Forschungsarbeiten nur wenig zur Kenntnis genommen. So fühlte man sich ausgerechnet in dem Moment übergangen, als die Stunde des eigenen Leib- und Magenthemas zu schlagen begann. Vereinzelt Überreaktionen sind da vielleicht verständlich.

Im Folgenden möchte ich einem Punkt nachgehen, der Europäische Ethnologie und Historische Anthropologie eng miteinander verbindet und in der vielleicht ein heimliches „essential“ dieses Forschungsprogramms gesehen werden kann: nämlich der epistemologischen Verklammerung von Geschichte und Gegenwart.⁴ Natürlich wird dieser Punkt von Geschichtswissenschaften und Europäischer Ethnologie in unterschiedlicher Weise und aus unterschiedlichen Perspektiven stark gemacht – gerade deshalb lässt sich an ihm aber auch so gut zeigen, welche neuen Wege die anthropologisch orientierte Geschichtsschreibung seit den 1980er- und 1990er-Jahren eingeschlagen hat und weshalb – unter anderem – dieses Paradigma einen prominenten Platz im Spektrum der historiographischen Zugangsweisen verdient. Wenn Hans-Ulrich Wehler auf die Frage nach Alternativen zur Historischen Sozialwissenschaft trocken antwortet: „Historische Anthropologie – sehe ich überhaupt nicht“⁵, dann ist das nicht nur einer alten, schon aus den Debatten um die Alltagsgeschichte bekannten Ignoranz ge-

⁴Vgl. dazu aus Sicht der Europäischen Ethnologie schon Lioba Keller-Drescher, Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit – Zur (Re-)Konstruktion von Wissensordnungen, in: Andreas Hartmann / Silke Meyer / Ruth-E. Mohrmann (Hrsg.), *Historizität. Vom Umgang mit Geschichte*. Münster 2007, S. 57-68.

⁵Hans-Ulrich Wehler, *Eine lebhaftige Kampfsituation. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp*, München 2006, S. 109.

schuldet, sondern zeigt auch, dass es weiterhin notwendig ist, auf die Vorzüge einer akteurs- und praxiszentrierten, dabei methodologisch flexiblen und reflexiven Historiographie hinzuweisen. Um das Verhältnis von Geschichte und Gegenwart in der Historischen Anthropologie näher zu erläutern, ziehe ich hier zwei ältere Texte heran, die aus sehr unterschiedlichen Kontexten stammen, aber ein ähnliches Thema behandeln. Vor allem aber verbindet sie eine Zugangsweise, die weder theoretischen noch methodologischen Charakter hat, sondern im Bereich der Epistemologie liegt.⁶

Im Jahr 1936 hat die Wiener Historikerin und Febvre-Mitarbeiterin Lucie Varga in den berühmten „*Annales d'histoire économique et sociale*“ eine mentalitätsgeschichtliche Studie über das Montafon veröffentlicht: „*Dans une vallée du Vorarlberg: d'avant-hier à aujourd'hui*“. Der Untertitel ist bedeutsam: Wenn Varga ihre Untersuchung in einem Zeitrahmen zwischen „vorgestern und heute“ ansiedelt, dann verweist sie nämlich auf einen bestimmten Modus, Geschichte und Gegenwart ins Verhältnis zu setzen. „Zwischen vorgestern und heute“ – das meint nicht einfach nur einen diachronen Ablauf, sondern es deutet auf Spiegelreflexe zwischen den Epochen hin, die nur aus einer akteurszentrierten Perspektive sichtbar werden. Nicht zuletzt darin liegt der Innovationsgehalt dieser Arbeit: Lucie Varga rekonstruiert nicht nur eine bestimmte lokale Entwicklung, sondern nimmt vor allem das in den Blick, was die Bauern als „Früher“ bezeichnen – einen „historischen Sinn“ der Talbewohner, der dazu führt, dass das Heute stets an den erlebten und erinnerten Epochen der Lokalgeschichte gemessen wird.⁷ Damit nähert sich Varga der Geschichte nicht als einer abgeschlossenen Vergangenheit, sondern über die sozial ausgehandelte Historizität

⁶Eine komprimierte Fassung der nachfolgenden Ausführungen erscheint zeitgleich unter dem Titel: Jens Wietschorke, *Spiegelungen von Geschichte und Gegenwart. Historische Anthropologie und Europäische Ethnologie*, in: Rebekka Habermas / Jakob Tanner / Beate Wagner-Hasel: *20 Jahre Zeitschrift „Historische Anthropologie“*. *Historische Anthropologie* 2 (2012).

⁷Lucie Varga, *Ein Tal in Vorarlberg – zwischen Vorgestern und Heute*, in: Dies., *Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936-1939*, herausgegeben von Peter Schöttler, Frankfurt am Main 1990, S. 146-169, hier S. 148.

der Gegenwart⁸, was auch zu instruktiven Einsichten in den untrennbaren Zusammenhang von Modernisierung und Traditionalisierung führt.⁹ Für eine klassisch ausgebildete Geschichtswissenschaftlerin der 1930er-Jahre ist das ein geradezu revolutionär neuer Zugang. Dass die historische Betrachtung hier nicht ohne ethnographische Daten auskommt, liegt auf der Hand. So hat Lucie Varga, um ihre historische Fragestellung nach „Beziehungen zwischen Wirtschaft, Gesellschaft und Ideen“ sowie dem „Kontakt zwischen weniger und höher entwickelten Kulturen“ zu bearbeiten, bei keinem Geringeren als Bronislaw Malinowski Rat eingeholt und ist zu einer kleinen Feldforschung ins Montafon aufgebrochen.¹⁰ Denn „wenn wir eine Zeitlang mit den Methoden der Ethnologen das Leben einer bestimmten, relativ einfachen Menschengruppe in der Gesellschaft von heute beobachten, erhalten wir möglicherweise nützliches Material für die angesprochenen Tiefenanalysen“.¹¹ In ihrer historisch-ethnographischen Untersuchung der dörflichen Mentalität in Bezug auf den sozialen Wandel und die Epochenbrüche der vergangenen Jahrzehnte konnte Varga nicht zuletzt zeigen, inwiefern die neuen nationalsozialistischen Ideen im lokalen Kontext als Modernisierungsfaktor wirkten – antiklerikal akzentuiert und von den „Deklassierten“ getragen. Zugleich war es das zunehmende Zerbrechen des sozialen Rahmens aufgrund der anhaltenden Wirtschaftskrise, das die neue Bewegung als eine Bewegung der Zu-

⁸Varga hatte bereits in ihrer Dissertation von 1931 eine ähnliche Problemstellung bearbeitet: Ihre „Untersuchung über die Entstehung des Schlagworts vom ‘finsteren Mittelalter‘“ – so der Titel der Arbeit – behandelt ebenfalls eine Geschichte des Umgangs mit Geschichte. Vgl. Peter Schöttler, Lucie Varga – eine österreichische Historikerin im Umkreis der „Annales“ (1904-1941), in: Lucie Varga, *Zeitenwende*, S. 13-110, hier S. 18-19.

⁹So stellt Varga fest, dass die nach einem längeren Prozess der Modernisierung und habituellen Urbanisierung im Dorf die Krise der 1930er-Jahre zu Positionen führte wie: „Wir müssen zur Religion und Tradition zurückkehren.[...] Mit Religion und Obrigkeit werden wir zur guten alten Zeit zurückkehren“. Varga, *Ein Tal in Vorarlberg*, S. 160.

¹⁰Zu Malinowskis Beitrag siehe die Danksagung Vargas in Anmerkung 1 des Aufsatzes, vgl. Varga, *Ein Tal in Vorarlberg*, S. 169. Zu Vargas Feldforschung generell vgl. Bernhard Purin, *Das Früher und das Jetzt*. Lucie Vargas Feldforschung im Montafon 1935 und die „nouvelle histoire“, in: *Bludener Geschichtsblätter* 13 (1992), S. 3-14.

¹¹Varga, *Ein Tal in Vorarlberg*, S. 146.

kunft im Gegensatz zu den Schichtungen des „Früher“ erscheinen ließ.¹² Lucie Varga schloss ihre Untersuchung mit einer Frage: „Wohin wird das führen? Wir können nur beobachten. Wir sind keine Propheten. In fünf, zehn oder zwanzig Jahren wissen wir mehr“.¹³

Knapp vierzig Jahre nach Vargas Studie haben sich die Tübinger Volkskundler Utz Jeggle und Gottfried Korff mit der „Entstehung des Zillertaler Regionalcharakters“ befasst und damit – wie zuvor Lucie Varga – ebenfalls ein österreichisches Tal in den Blick genommen. Sie weisen nach, dass der „Homo Zillertaliensis“ als Produkt einer ökonomisch motivierten Selbstfolklorisierung verstanden werden muss – einer Vermarktungsstrategie, bei der Waren und Dienstleistungen zusammen mit volkscultureller „Authentizität“ angeboten wurden.¹⁴ Dieses folkloristische Muster aus dem 19. Jahrhundert habe sich – so Jeggle und Korff – mentalitätsgeschichtlich und habituell verfestigt. Dem Zillertaler ist sein Verhalten „zur zweiten Natur geworden. Das Klischee, das er als Verkaufsstrategie zum besseren Absatz seiner ‚heimischen‘ Waren entwickelt hat, ist zum lebendigen Menschen geworden“.¹⁵ Oder anders ausgedrückt: Im Lauf der Geschichte hat sich der Rückgriff auf das „Früher“ in die Körper und Praktiken eingeschrieben – letztlich bis heute. So wurde aus dem imaginierten „Vorgestern“ im Zillertal der ökonomisch nutzbare Regionalcharakter des Zillertalers. Im Fokus des von Jeggle und Korff bearbeiteten „Folklorismus-Syndrom[s]“, als dessen potenzierte Form sich die Zillertal-Kultur ja bis heute darstellt¹⁶, bilden Beziehungen zwischen „Vorgestern und Heute“ also auch hier die Konstellation, in die das Thema eingespannt wird – auch wenn der tatsächliche Zeitrahmen dieser Untersuchung nicht wesentlich weiter als bis zum Ersten Weltkrieg reicht. Zwischen

¹²Ebd., S. 160-163.

¹³Ebd., S. 168.

¹⁴Utz Jeggle / Gottfried Korff, *Zur Entstehung des Zillertaler Regionalcharakters*. Ein Beitrag zur Kulturökonomie, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 70 (1974), S. 39-57; Dies., *Homo Zillertaliensis oder Wie ein Menschenschlag entsteht*, in: *Der Bürger im Staat* 24 (1974), Heft 3, S. 182-188.

¹⁵Ebd., S. 47.

¹⁶Ebd., S. 50.

Vorgestern und Heute liegt aber das Gestern als Bezugspunkt, der zum Verständnis der habitualisierten Identitätspolitik notwendig ist. Was also die beiden hier kurz vorgestellten Texte verbindet, ist zum einen die Kombination aus sozial- und wirtschaftshistorischer Argumentation und politischer Gegenwartsanalyse, die vor allem dazu führt, dass gesellschaftliche Deutungsmuster von Historizität ausgeleuchtet, aber ihrerseits auch wieder in ihrer Genese historisch verstehbar gemacht werden. Ob Strategien des Umgangs mit der Wirtschaftskrise im Montafon 1936 oder der folklorisierte Tiroler Fremdenverkehr des 20. Jahrhunderts – in beiden Fällen wird die Gegenwartsgesellschaft als dynamisches Produkt und aktive Produzentin von Geschichte kenntlich. Zum anderen aber sind beide Arbeiten durch ihren mikrologischen Blick miteinander verbunden, so wie er 1993 im Editorial der Zeitschrift „Historische Anthropologie“ charakterisiert worden ist: „Besondere Aufmerksamkeit gilt dem ‚kleinen‘, aber ‚dicht‘ beschreibbaren Wirklichkeitsausschnitt. Von diesem Beobachtungspunkt aus werden strukturelle Gegebenheiten und Veränderungen, wird Überindividuelles und Nichtintentionales als Bedingungsmoment historischer Lebenspraxis greifbar, ohne daß die spezifischen Erfahrungen und ‚eigensinnigen‘ Selbstbilder und Praktiken der betrachteten Menschen außer acht gelassen würden“.¹⁷

Die Texte von Lucie Varga sowie von Gottfried Korff und Utz Jeggle lassen sich beide als historisch-anthropologische Arbeiten sui generis kennzeichnen. Sie bieten anschauliche Beschreibungen der lokalen Kontexte in Montafon und Zillertal, nehmen kleine Felder in den Fokus, arbeiten mit einer praxis- und akteurszentrierten Nahperspektive und zielen auf die Untersuchung kollektiver, milieuspezifischer wie individueller Deutungs- und Identifikationsmuster in der Bewältigung ökonomischer Krisensituationen. Vor allem aber überschreiten sie die dogmatischen Gemarkungen von „Gegenwart“ und „Vergangenheit“ im Sinne einer Kulturanalyse, die zeigt, dass sich eine bestimmte Ge-

¹⁷Richard Van Dülmen u.a., Editorial, in: Historische Anthropologie 1 (1993), S. 1-3, hier S. 2.

genwart ohne ihre Geschichte ebenso wenig verstehen lässt, wie man Geschichte ohne die Perspektivierungen und Problematisierungen einer bestimmten Gegenwart beleuchten kann. In diesem Sinne verstehe ich „Historische Anthropologie“ nicht zuletzt als ein Programm, das diesen Gegensatz konzeptionell überwindet. Denn die Übernahme ethnologischer Verfahrensweisen in die Geschichtswissenschaft war immer auch ein Versuch, das historische Feld „präsent“ zu machen – es so zu behandeln, als wäre es eine quasi ethnographisch zu erforschende Gegenwart. Norbert Schindler schrieb 1984 über das Motiv der Feldforschung in der Historiographie: „Hinter der Metapher vom Dialog mit denjenigen, die – zumindest im ‚Feld‘ des Historikers – nicht mehr für sich selbst sprechen können, steht das methodische Postulat, die Dinge in einer Art ‚teilnehmender Beobachtung‘ so sehen zu lernen, wie sie gesehen wurden“.¹⁸ Solche Überlegungen führen hin zu der allgemeineren Frage nach dem epistemologischen Status von Gegenwart und Vergangenheit. Der Pionier der „Annales“-Geschichtsschreibung Marc Bloch hat bereits 1949 intensiv darüber nachgedacht. In seiner „Apologie der Geschichtswissenschaft“ schreibt er über die „historische Beobachtung“: „Die Erkenntnis des gesamten vergangenen und eines Großteils des gegenwärtigen menschlichen Tuns lässt sich zunächst [...] als eine Erkenntnis mittels Spuren charakterisieren. Ob es sich um Gebeine handelt, die in syrische Befestigungsanlagen eingemauert wurden, um ein Wort, dessen Form oder Bedeutung eine bestimmte Gepflogenheit verrät, oder um den Bericht, den der Augenzeuge eines längst [oder weniger lange] vergangenen Ereignisses verfaßt hat – was verstehen wir anderes unter einem Dokument als eine ‚Spur‘, d.h. das sinnlich wahrnehmbare Zeichen, das ein selbst nicht mehr faßbares Phänomen hinterlassen hat?“¹⁹ Bloch zieht aus

¹⁸Norbert Schindler, Spuren in die Geschichte der „anderen Zivilisation“. Probleme und Perspektiven einer historischen Volkskulturforschung, in: Richard Van Dülmen / Norbert Schindler (Hrsg.), Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.-20. Jahrhundert), Frankfurt am Main 1984, S. 13-77, hier S. 20.

¹⁹Marc Bloch, Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers, Stuttgart 2002, S. 63-64.

seinen Überlegungen den Schluss, dass „der Unterschied zwischen der Erkundung der fernen und der nahen Vergangenheit [...] nur gradueller Natur“ sei.²⁰ Und tatsächlich: Wenn wir Kultur mit Clifford Geertz als zu entziffernden „Text“ verstehen, warum sollen dann nicht auch die Texte der „fernen Vergangenheit“ ethnographisch erschlossen und „dicht beschrieben“ werden können?

An Blochs Überlegungen ist schon die Kapitelüberschrift „Historische Beobachtung“ hochinteressant. Denn damit rückt der/die spurenlesende Historiker/in in eine Beobachterposition, die auf die Standortgebundenheit allen Wissens verweist. Von hier aus erklären sich die Versuche, „den Forschungsprozeß Schritt für Schritt transparent zu machen und ihn in seinem Werkstattcharakter sichtbar werden zu lassen“.²¹ Solche Forderungen richteten sich gegen die auktoriale Erzählhaltung der Historischen Sozialwissenschaft und machten ein selbstreflexives „writing culture“ auch in der Geschichtsschreibung stark. Im Anschluss an solche Positionsbestimmungen der „dichten Beschreibung“ in der historischen Forschung wird innerhalb der Europäischen Ethnologie seit einigen Jahren eine kleine Debatte um das Konzept „Historische Ethnographie“ geführt. Auch dabei geht es immer wieder um die Frage, wie sich eine historische Konstellation quasi-ethnographisch als „Feld“ denken und damit methodisch „vergegenwärtigen“ lässt. 2001 hat Kaspar Maase die „konkrete Mehrdeutigkeit, in der die Akteure der Vergangenheit sich bewegten“, als den Bezugspunkt historisch-ethnographischer Forschung bestimmt und damit ein Plädoyer für eine „spezifisch interpretative und selbstreflexive Untersuchungsmethode“ in der historischen Forschung gehalten.²² Katharina Eisch und Andrea Hauser haben in einer Publikation aus dem gleichen Jahr darüber nachgedacht, „inwieweit archivalische Forschung nicht nur mit Feldforschung kombiniert, sondern selbst als

²⁰Ebd., S. 66.

²¹Schindler, Spuren in die Geschichte, S. 20.

²²Kaspar Maase, Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnografie, in: Katharina Eisch / Marion Hamm (Hrsg.), Die Poesie des Feldes. Beiträge zu einer ethnographischen Kulturanalyse, Tübingen 2001, S. 255-271, hier S. 270.

Feldforschung begriffen werden könnte“.²³ Und in den letzten Jahren sind mehrere weitere Beiträge erschienen, welche die Frage nach der „historischen Feldforschung“ und der Reichweite des Ethnographiebegriffs diskutieren.²⁴ Mit allen dort beschriebenen Techniken, die Vergangenheit heuristisch „in die Nähe zu holen“, sind – wenn auch sehr unterschiedliche – Modelle von Reflexion der eigenen Tätigkeit als Forscher/in verbunden: von der persönlichen Involviertheit ins Thema über die exakte Phantasie der historischen Spurensuche bis hin zu den Schritten der Kontext- und Bedeutungsproduktion im Schreiben.

Wenn die Geschichte als eine „vergangene Gegenwart“ gelten kann, dann kann auch die Gegenwart als eine „noch nicht vergangene Geschichte“ gelesen werden. So sind historische Perspektivierungen und Epistemologien auch in der gegenwartsethnographisch orientierten Europäischen Ethnologie zentral. Als wissenschaftsgeschichtlichen Grund dafür könnte man an dieser Stelle auf das spezifische Interesse der alten Volkskunde am „Leben in überlieferten Ordnungen“²⁵ verweisen. Wo die Gegenwart vornehmlich unter dem Aspekt von Tradierung und Traditionalisierung untersucht wird, da entwickeln sich Techniken der Gegenstandskonstitution und Kontextualisierung, die der Geschichte von vornherein einen besonderen Platz einräumen. Das ethnographisch zu erfassende „Volksleben“ der Gegenwart war – ob nun als „Relikt“ oder als „lebendiger Überlieferungszusammenhang“ gedeutet – für die Volkskunde per se historisch verankert und nur

²³Katharina Eisch / Andrea Hauser, Erkundungen und Zugänge. Wie man zu Material kommt. Thesen und Diskussionspunkte, in: Klara Löffler (Hrsg.), Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde, Wien 2001, S. 61-63, hier S. 61.

²⁴Vgl. v.a. Michaela Fenske, Mikro, Makro, Agency – Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis, in: Zeitschrift für Volkskunde 102 (2006), S. 151-177; Keller-Drescher, Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit; Jens Wietschorke, Historische Ethnografie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts, in: Zeitschrift für Volkskunde 106 (2010), S. 197-224; Gesa Ingendahl / Lioba Keller-Drescher, Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 106 (2010), S. 241-263.

²⁵Leopold Schmidt, Volkskunde als Geisteswissenschaft, in: Handbuch der Geisteswissenschaften, Band 2, Wien 1948, S. 9-31, hier S. 14.

sub specie historiae zu verstehen. Und auch das von der Volkskunde nach 1945 traktierte Thema „Folklorismus“ war ein Thema der wechselseitigen Spiegelungs- und Spannungsverhältnisse von Historizität, so wie sie auch von Utz Jeggle und Gottfried Korff vorgeführt wurden. Ausgehend von dieser fachspezifischen epistemologischen Blickeinstellung hat sich die Disziplin weiter zu einer „historisch ‚denkende[n]‘ Kulturwissenschaft“²⁶ bzw. „historisch argumentierende[n] Gegenwartswissenschaft“²⁷ entwickelt – so Wolfgang Kaschuba in zwei neueren Standortbestimmungen der Europäischen Ethnologie –, einer Wissenschaft also, in der die Geschichte nicht nur einen Herleitungsdiskurs bildet, sondern einen Modus, den Gegenstand in seiner Historizität zu denken. Das bedeutet aber auch, den eigenen Standort zu historisieren und mit der erforschten Geschichte ins Verhältnis zu setzen: „Wir fragen, selbst wenn wir ‚historisch‘ forschen, immer von heute und für heute. Anders zu fragen sind wir gar nicht in der Lage“.²⁸

Eine solche besondere Aufmerksamkeit für die Historizität der Gegenwart, in der ich einen wichtigen Schlüssel für das Unternehmen „Historische Anthropologie“ sehe, ist auch von anderer Seite eingefordert worden. Pierre Bourdieu hat den Zugang seiner Kulturosoziologie nämlich einmal in die etwas rätselhafte Bemerkung gefasst, diese sei letztlich „eine auf die Gegenwart angewandte vergleichende Geschichtswissenschaft“.²⁹ Was ist damit gemeint? Bourdieu schreibt in der betreffenden Passage, „daß sich die innerste Logik der sozialen Welt nur erfassen läßt, wenn man ganz in die Besonderheit einer empirischen, in der Geschichte räumlich und zeitlich bestimmbaren Realität eindringt, aber nur, um sie als ‚besonderen Fall des Möglichen‘

²⁶Wolfgang Kaschuba, Europäische Ethnologie und der Raum der Geschichte, in: Berliner Blätter 13/14 (1997), S. 4-22, hier S. 5.

²⁷Wolfgang Kaschuba, Einführung in die Europäische Ethnologie, 2. Auflage, München 2003, S. 85.

²⁸Konrad Köstlin, Im Feld. Zwischen Nähe und Distanz, in: Löffler (Hrsg.), Dazwischen, S. 7-11, hier S. 9.

²⁹Pierre Bourdieu, Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main 1998, S. 14.

zu konstruieren [...], also als Einzelfall in einem endlichen Universum von möglichen Konfigurationen“.³⁰ Was die „auf die Gegenwart angewandte vergleichende Geschichtswissenschaft“ also leistet, ist die Einsicht in die Strukturen des sozialen Raums – und zwar zugleich in ihrer Genese wie in ihrer generativen Bedeutung für gesellschaftliches Handeln. Auch der Habitusbegriff ist nicht zuletzt eine Vermittlungskategorie zwischen Geschichte und Gegenwart: Als *opus operatum* und *modus operandi* macht der Habitus erklärbar, wie soziale Strukturen in Praktiken, Praktiken wiederum in Strukturen übersetzt werden. Erkennen wir dies – mit Bourdieu – als ein wesentliches Moment von Gesellschaftsgeschichte, dann lässt sich die Differenz zwischen historischer und gegenwartsorientierter Forschung epistemologisch kaum aufrechterhalten. Sie wird dann vor allem zu einer Frage der Methodologie.

Carola Lipp hat vor über 15 Jahren in ihrer kritischen Zusammenfassung der Neuen Kulturgeschichte fünf Punkte benannt, welche die Rezeption kulturanthropologischer Ansätze in der Geschichtswissenschaft bestimmt haben: 1. die „Verfremdung“ des Blicks, 2. die induktive Entwicklung von Hypothesen aus dem Material, 3. die „mikroskopische Beschaffenheit“ (Geertz) von Feldern und Gegenständen der Forschung, 4. die emische Perspektive auf Bedeutungen sozialen Handelns und 5. der systematische Versuch einer „dichten Beschreibung“ von Lebenswelten“.³¹ Fragen wir darüber hinaus nach einer spezifischen Kompetenz, die die Volkskunde/Europäische Ethnologie in das transdisziplinäre Feld Historischer Anthropologie einbringen kann, dann ist sicherlich die besondere Erfahrung dieser Disziplin mit Verklammerungen von Geschichte und Gegenwart zu nennen. Für das Programm einer Historischen Anthropologie ist die Europäische Ethnologie insofern ein wichtiger Partner, als es kein anderes ethnographisch arbeitendes Fach mit einer vergleichbar intensiven historischen

³⁰Ebd., S. 14.

³¹Carola Lipp, Politische Kultur oder das Politische und Gesellschaftliche in der Kultur, in: Wolfgang Hardtwig / Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Kulturgeschichte heute (Geschichte und Gesellschaft: Sonderheft 16), Göttingen 1996, S. 78-110, hier S. 92.

Jens Wietschorke

Perspektive und historischen Forschungserfahrung gibt. Sie ist „historisch denkende Kulturwissenschaft“, die sich aber gleichzeitig immer auch explizit historischen Feldern zugewandt hat. Was es also bedeutet, die Gegenwart konsequent zu historisieren und Geschichte im Modus eines quasi-ethnographischen Präsens in den Blick zu nehmen, das lässt sich hier besonders gut lernen. Zudem wird hier die Frage nach der wissenschaftlichen Reflexivität – auch im historischen Forschen – ernster genommen als anderswo: Das zeigen die Debatten über „historische Ethnographie“ ebenso wie neuere Anschlüsse an die Wissensforschung, mit denen über „situated knowledge“ nachgedacht wird. Was man eigentlich – von der Gegenstandskonstitution bis hin zur Kontextkonstruktion – tut, wenn man historisch forscht, das wird dabei ebenso diskutiert wie die experimentelle Frage, inwiefern man sich dabei selbst als Akteur in einem „Feld“ bewegt. Trotz alledem wäre es vermessen, die Europäische Ethnologie als eine heimliche Leitdisziplin der Historischen Anthropologie ausgeben zu wollen. Dazu sind ihre Leistungen auf diesem Gebiet vorläufig zu bescheiden. Um disziplinären Leistungsabgleich sollte es freilich in einem solchen weitgespannten intellektuellen Unternehmen auch nicht gehen. So empfiehlt sich der entspannte, nicht-kompetitive Blick auf fachspezifische Epistemologien schlicht und einfach, um voneinander zu lernen. Damit wäre schon ein wichtiger Schritt in Richtung Transdisziplinarität getan.

Überlegungen zu einer historischen Anthropologie des Verfahrens *von Malte Bachem und Ruben Hackler*

Die theoretische und vor allem forschungspolitische Auseinandersetzung zwischen historischer Anthropologie auf der einen Seite und Gesellschafts- beziehungsweise Sozialgeschichte auf der anderen hat sich in den Augen der meisten Fachvertreter und Fachvertreterinnen mittlerweile erübrigt. An die Stelle des Streits sind Versöhnung und konkrete Forschung getreten. Man muss jedoch nicht die kämpferischen Attitüden von einst reaktivieren, um zu sehen, dass längst nicht alle konzeptuellen Probleme gelöst sind. So hat das Verfahren im Sinne einer Programmierung oder Formung von Verhaltens-, Denk-, Wahrnehmungs- und Fühlweisen in den Geschichtswissenschaften weiterhin einen schweren Stand. Ein Grund dafür ist, dass Verfahren immer noch gerne losgelöst von Subjekten gedacht werden und somit nur wenige Anknüpfungspunkte für historische Analysen zu bieten scheinen. Eine der Wahlverwandtschaften historischer und soziologischer Auseinandersetzungen mit Verfahren lässt sich zwischen funktionalistischen Konzeptionen, vor allem aus der Soziologie, und dem international zum Erfolgsmodell avancierten Ansatz der Bielefelder Schule ausmachen, deren Gemeinsamkeit in einer tief verankerten Vorstellung gesellschaftlicher Zwangsläufigkeiten und Automatismen besteht, denen die Akteure mehr oder minder unterliegen.¹ Um ein bekanntes Beispiel aus der Wirtschaftsgeschichte anzuführen: So wie die Taylorisierung den Arbeitsablauf in der industriellen Produktion immer weiter zergliedert, reorganisiert und standardisiert hat, sind die Arbeitskräfte zusehends zu Anhängseln des Produktionsprozesses degradiert worden. Das „Fließband“ ist nicht nur Instrument der Produktivitätssteigerung, sondern auch eine weit verbreitete Metapher für die prinzipielle Ersetzbarkeit des menschlichen Individuums in

¹Vgl. exemplarisch Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, in: Bettina Hitzer / Thomas Welskopp (Hrsg.), *Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*, Bielefeld 2010, S. 185-251.

Überlegungen zu einer historischen Anthropologie des Verfahrens

der Moderne.

Zwar sind verfahrensgeschichtliche Untersuchungen für gewöhnlich differenzierter angelegt, auch um die Vorstellung eines unaufhaltbaren geschichtlichen Fortschritts zu vermeiden, doch ist die assoziative Verknüpfung von Verfahren, schematischen Verhaltensweisen und gesellschaftlichen Automatismen in den Geistes- und Sozialwissenschaften vielfach nicht von der Hand zu weisen.² Besonders deutlich wird diese Verknüpfung in den soziologischen Analysen Niklas Luhmanns zur Rolle des Verfahrens in Recht und Verwaltung, die den Akteursbegriff weitgehend auf die Frage nach der formalen Zurechenbarkeit von Handlungen reduzieren.³ In Luhmanns Systemtheorie, die das moderne Versprechen einer Rationalisierung aller Gesellschaftsbereiche ins konzeptuelle Extrem getrieben hat, ist von der Person außer ihrer „Form“ fast nichts übrig geblieben.⁴

Eine Alternative zu dieser techno- oder bürokratischen Utopie besteht darin, im Anschluss an die Akteur-Netzwerk-Theorie eine „symmetrische Perspektive“ auf die Eigenlogik technischer und medialer Verfahren einerseits und den je spezifischen Eigensinn der Akteure andererseits einzunehmen.⁵ Dabei lässt sich wiederum eine Einsicht der Systemtheorie aufgreifen, nach der die Kategorie „Eigensinn“ nicht auf politisch motivierten Widerstand beschränkt werden kann. Vielmehr sollte von der Eigenschaft „psychischer Systeme“ (sprich: Individuen aus Fleisch und Blut mit Gefühlen und Interessen) ausgegangen

²An der Universität Paderborn ist derzeit ein Graduiertenkolleg zu „Automatismen. Strukturentstehung außerhalb geplanter Prozesse in Informationstechnik, Medien und Kultur“ angesiedelt, das auch Beiträge für die historische Anthropologie geliefert hat, vgl. etwa den Band von Hannelore Bublitx / Irina Kaldrack / Theo Röhle / Hartmut Winkler (Hrsg.), *Unsichtbare Hände. Automatismen in Medien-, Technik- und Diskursgeschichte*, Paderborn 2011. Vgl. <<http://www.uni-paderborn.de/institute-einrichtungen/gk-automatismen/>> (04.06.2012).

³Vgl. Niklas Luhmann, *Legitimation durch Verfahren*, Neuwied 1969.

⁴Niklas Luhmann, *Die Form „Person“*, in: ders.: *Soziologische Aufklärung Band 6. Die Soziologie und der Mensch*, Opladen 1995, S. 142-154.

⁵Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt am Main 2008. Vgl. auch Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004, S. 164ff.

werden, sich abweichend – im formalsten Sinne „different“ – zu den aus der Umwelt kommenden Anforderungen und Zuschreibungen zu verhalten.⁶ Das mag zunächst abstrakt klingen, erlaubt jedoch eine nicht-reduktive Integration von Verfahrensanalyse und historischer Anthropologie.

Eine historische Anthropologie des Verfahrens ist selbstverständlich nicht voraussetzungslos, sondern setzt sich mit Einsichten verschiedener wissenschaftlicher Erkenntnisfelder auseinander, von denen wir im Folgenden drei umreißen. Anschließend werden zwei Beispiele für eine historische Anthropologie des Verfahrens vorgestellt: das Gerichtsverfahren und die Richterschaft in Deutschland während des 19. Jahrhunderts und die Berufsberatung in der Schweiz des 20. Jahrhunderts.

Zunächst müssen die Begriffe „Verfahren“ und „Ritual“ voneinander abgegrenzt werden, denn allein die Tatsache, dass beide für vorab definierte Regeln und wiederkehrende oder zumindest vergleichbare Resultate stehen, verbürgt keineswegs ihre Identität. Während Rituale aus Sicht historischer Forschungen primär den Zweck haben, gesellschaftliche Ordnung zu stiften und zu erhalten, zum Beispiel in Gestalt von Übergangsriten oder im Rahmen politischer Wahlen, sind neuzeitliche Verfahren nicht auf diese ordnungsstiftende Funktion festgelegt. Zu denken wäre etwa an Gerichtsverfahren, die trotz ihrer starken Ritualisierung immer wieder für öffentliche Skandale sorgen⁷, oder an das weite Feld psychologischer Testverfahren, deren Aussagekraft wiederholt in die Kritik geraten ist.⁸

Eine weitere Herausforderung für die historisch-anthropologische Analyse von Verfahren stellen soziologische Entlastungstheorien dar,

⁶Peter Fuchs, *Der Eigen-Sinn des Bewußtseins. Die Person, die Psyche, die Signatur*, Bielefeld 2003.

⁷Vgl. Michael Hagner, *Der Hauslehrer*, Berlin 2010, 4. Kapitel, sowie: Judith R. Walkowitz, *Jack the Ripper und der Mythos von der männlichen Gewalt*, in: Alain Corbin (Hrsg.), *Die sexuelle Gewalt in der Geschichte*, Berlin 1992, S. 107-135.

⁸Andreas Kaminiski, *Prüfungen um 1900. Zur Genese einer Subjektivierungsform*, in: Jakob Tanner / Michael Wildt (Hrsg.), *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag. Thema: Persönlichkeit / Individualität*, 3/2011, S. 331-353.

die auf der Annahme beruhen, dass die stete Ausdifferenzierung der Gesellschaft mit einer Verringerung von Verhaltenserwartungen an den Einzelnen verbunden ist.⁹ Sicherlich gibt es einige Anhaltspunkte für die grundsätzliche Validität dieses Befundes, doch ist auffällig, dass die Evidenz von Entlastungstheorien teuer erkaufte werden muss, nämlich mit einem beschränkten Interesse für Strukturen und funktionale Routinen. Aus Sicht moderner Akteure dürfte dagegen weniger von „Entlastung“ als vielmehr von einer zunehmenden Disziplinierung und Mobilisierung subjektiver Fähigkeiten die Rede sein, die auch Widerstände hervorrufen kann.¹⁰

Das Phänomen der Organisations- und Technikgläubigkeit ist ungeachtet einer grundlegend skeptischen Haltung in der *scientific community* durchaus nicht verschwunden, denn die Meinung, einmal eingeführte Verfahrensweisen liefen quasi wie von alleine, hält sich weiterhin hartnäckig. Das gilt etwa für das Vertrauen in technisch-mediale Infrastrukturen wie das Internet oder in staatliche Behörden, deren Abhängigkeit von menschlicher Arbeit und Interaktion in der Regel erst bei Störungen und Ausfällen sichtbar wird.¹¹ Dieser subjektive Faktor wird jedoch (neuerdings wieder) von Sozialtheoretikern wie Luc Boltanski in den Mittelpunkt gestellt.¹² So wird deutlich, dass selbst einfachste Verwaltungstätigkeiten, wie das Überprüfen eines Personalausweises, in hochgradig strategische und kommunikative Settings eingebunden sind, die jederzeit aus dem Ruder laufen können.¹³

⁹Niklas Luhmann, *Rechtssoziologie* Band 2, Reinbek bei Hamburg 1972, S. 238.

¹⁰Vgl. Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main 1976; Ulrich Bröckling, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt am Main 2007.

¹¹Vgl. Susan Leigh Star / Geoffrey C. Bowker, *How to Infrastructure*, in: Leah A. Lievrouw / Sonia Livingstone (Hrsg.), *Handbook of New Media. Social Shaping and Consequences of ICTs*, London 2002, S. 151-162.

¹²Luc Boltanski, *Soziologie und Sozialkritik*, Berlin 2010, 3. Kapitel.

¹³Vgl. Thomas Scheffer, *Der administrative Blick. Über den Gebrauch des Passes in der Ausländerbehörde*, in: Stefan Hirschauer / Klaus Amann (Hrsg.), *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, Frankfurt am Main 1997, S. 168-197, und für eine stärker kulturhistorische Perspektive:

Gerichtsverfahren und Richterschaft in Deutschland während des 19. Jahrhunderts

Die moderne Rechtsprechung ist unablässig damit beschäftigt, zwei Ansprüche in Einklang zu bringen: Zum einen hat sie die Aufgabe, die gesellschaftliche Ordnung mittels genau definierter Verfahren zu sichern, zum anderen muss sie sich selbst als funktionsfähige Institution erhalten, dabei aber, wie jede andere staatliche Einrichtung auch, mit begrenzten materiellen und personellen Ressourcen auskommen. In Deutschland war die Einführung rechtsstaatlicher Prinzipien (Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens, Staatsanwaltschaft als ermittelnde Instanz etc.) eng mit dem *nation building* des 19. Jahrhunderts verbunden. Im Kaiserreich wurden die Strafrechts-, Zivilrechts- und Prozessordnungen umfassend überarbeitet mit dem Ziel, die staatlichen Befugnisse nach außen und innen hin klar zu regeln, und vor allem, die Rechtsprechung zu vereinheitlichen und zu formalisieren. Dies zog eine zunehmende Verrechtlichung der Gesellschaft nach sich, und damit auch ein Mehr an Prozessen, das mit einem größeren, aber trotzdem immer zu kleinen Justizapparat in bürokratisch gelenkten Bahnen beantwortet wurde. Dieser Prozess wird wegen seiner demokratieförderlichen Elemente in der Rechtsgeschichte häufig als Erfolgsgeschichte dargestellt, doch gibt es auch die Kritik, dass der bisherige Fokus auf politische Fragen für eine breiter angelegte, kulturhistorische Erforschung des Rechts eher hinderlich gewesen sei.¹⁴ Für die historische Anthropologie moderner Gerichtsverfahren bieten sich *grosso modo* drei Themenfelder an: die Verknüpfung von Menschenbildern und juristischem Selbstverständnis, die Disziplinierung

Peter Becker (Hrsg.), Sprachvollzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2011.

¹⁴Vgl. die Generalkritik von Rebekka Habermas, Rechts- und Kriminalitätsgeschichte revisited – ein Plädoyer, in: dies. / Gerd Schwerhoff (Hrsg.), Verbrechen im Blick. Perspektiven der neuzeitlichen Kriminalitätsgeschichte, Frankfurt am Main 2009, S. 19-41. Habermas geht in ihrer viel rezipierten Studie „Diebe vor Gericht. Die Entstehung der modernen Rechtsordnung im 19. Jahrhundert“, Frankfurt am Main 2008, ausführlich auf die Interaktion im Gerichtssaal ein, fragt aber nur am Rande, wie das Gerichtspersonal durch die Verfahrensregeln geformt wurde.

Überlegungen zu einer historischen Anthropologie des Verfahrens

des Gerichtspersonals mittels Prozessordnungen und Methoden der Rechtsanwendung sowie die Kulturkritik des Rechtssystems.

In der europäischen Geschichte standen Richter beziehungsweise Personen mit richterlicher Gewalt (Lokale Herrscher, Amtsmänner etc.) seit jeher über den streitenden Parteien, um die Aufgabe der Konfliktbeendung in einem geordneten Verfahren wahrnehmen zu können. An diese Konstante, die bis in die Antike zurückzuverfolgen ist, gilt es sich zu erinnern, um die Transformations- und Verdichtungsprozesse des Rechts seit Ende des 18. Jahrhunderts zu verstehen. So forderte das „Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten“ von 1794 die strikte Gesetzesbindung des Richters (= Unterordnung unter das Gesetz). Obwohl diese Anweisung die Praxis der Rechtsprechung erst einmal nicht grundlegend ändern konnte¹⁵, auch weil die Herrschaftsräume noch viel zu heterogen waren, entfaltete sie eine ungeheure symbolische Wirkungskraft. Strenge Gesetzesbindung sollte vor Kabinett- und Willkürjustiz schützen, doch rief die Forderung unter Juristen auch die Angst vor einer entseelten, automatenhaften Rechtsprechung hervor, wobei dieses Bild in der Aufklärungszeit oftmals mit Vorstellungen von Weiblichkeit assoziiert wurde.¹⁶ Das Gespenst des Richters als denaturiertem „Subsumtionsautomaten“, das die Gemüter im 19. Jahrhundert immer wieder heimsuchen sollte, war insgeheim auch eines der Entmännlichung.¹⁷

¹⁵Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten, 5. Mai 1794, § 46. Zur Anwendung vgl. die Auswertung bei Joachim Steinbeck, Die Anwendung des Allgemeinen Landrechts in der richterlichen Praxis Sentenzen des Oberappellationssenats des preußischen Kammergerichts von 1794 bis 1803, Frankfurt am Main 2004.

¹⁶Die juristische Debatte wird umfassend rekonstruiert von Regina Ogorek, Richter-könig oder Subsumtionsautomat? Zur Justiztheorie im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1986. Zur ambivalenten Wahrnehmung von Automaten vgl. Adelheid Voskuhl, „Bewegung“ und „Rührung“. Automatenbau und Automatenkunst in Aufklärung und Frühromantik in Deutschland, in: Barbara Orland (Hrsg.), Artificielle Körper – lebendige Technik. Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive, Zürich 2005, S. 87-103.

¹⁷Die Verbindung von Männlichkeit und Autonomiestreben in professionellen Bereichen ist mittlerweile ein Topos der Geschlechtergeschichte, für die Rechtsprechung aber immer noch nicht aufgearbeitet. Für eine klassische (und zugleich streitbare) Analyse: Evelyn Fox Keller, Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissen-

Um 1900, als die Gerichtsorganisation hinreichend gefestigt erschien, um gegen den Vorwurf des Kabinettsjustiz gefeit zu sein, trat noch ein anderes Problem auf: die potentielle Überlastung und Unfähigkeit von Richtern. Dies zeigt sich an einem diffusen Misstrauen gegen die Qualität von Gerichtsurteilen, das, ob nun berechtigt oder nicht, in rechtswissenschaftlichen Schriften artikuliert wurde.¹⁸ Dieser Mängeldiskurs hatte eine unweigerlich anthropologische Dimension, insofern mit der Fehlbarkeit von Richtern stets zu rechnen war – allein aufgrund des enormen Prozessaufkommens in Metropolen und an größeren Gerichtshöfen.

Die verwaltungstechnische Disziplinierung des Richtersubjekts war an sich keine Innovation des Kaiserreichs, doch sie trat in dieser Zeit mitsamt ihren negativen Konsequenzen immer deutlicher zutage. Das hatte mehrere strukturelle Gründe: zum einen nahm das öffentliche Interesse an den Ereignissen im Gerichtssaal erheblich zu, vor allem anlässlich von spektakulären Strafprozessen, und das setzte die Rechtsprechung unter Performanzdruck.¹⁹ Zum anderen: Obwohl die prozessuale Möglichkeit der Berufung als rechtsstaatlicher Fortschritt galt, bedeuteten klagewillige Bürger aus Sicht der Gerichte in erster Linie eine größere, in ihren tatsächlichen Ausmaßen kaum absehbare Arbeitsbelastung. Das konnte für den Praktiker bei Gericht stressend sein.²⁰

Neben solchen kultur- und organisationsgeschichtlichen Aspekten ist auch die Verknüpfung von intellektuellen, emotionalen und körperlichen Aspekten durch Verfahrensordnungen und Methoden der Gesetzesinterpretation zu berücksichtigen. Die Technik der logisch-mechanischen Gesetzesanwendung, die in der ersten Hälfte des 19.

schaft?, Frankfurt am Main 1998, Kap. 4.

¹⁸Vgl. etwa Franz Adickes, Stellung und Tätigkeit des Richters, Dresden 1906, S. 15.

¹⁹Vgl. etwa die populären Prozessberichte von Hugo Friedländer, Interessante Kriminal-Prozesse. Ein Pitaval des Kaiserreichs, Berlin 2004, sowie: Philipp Müller, Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs, Frankfurt am Main 2005, S. 73ff.

²⁰Vgl. Georg de Niem, Berufsrichter oder Laienrichter, und die Kommission zur Reform der Strafprozessordnung, Leipzig 1906, S. 31, 40.

Jahrhunderts in Hinblick auf ein lückenloses, wie eine Maschine funktionierendes Rechtssystem ausgearbeitet wurde, implizierte die Vorstellung des Richters als entkörperertes, rein intellektuelles Wesen, das in „kognitiver Selbstisolation“²¹ urteilt. Hier trat eine Variante der von Lorraine Daston und Peter Galison beschriebenen „mechanischen Objektivität“ hervor, die sich um die Jahrhundertmitte in den Naturwissenschaften durchsetzte und einen Verzicht auf die Subjektivität des Forschers verlangte.²²

Die Realität rechtlicher Verfahren sah freilich anders aus. Eine genaue Lektüre von Verfahrensordnungen und der entsprechenden Kommentare zeigt²³, dass Gerichtsprozesse aus einer Vielzahl von dezenten und weniger dezenten Praktiken bestanden, die der Richter vollziehen musste. Um Beispiele aus der um 1900 anwachsenden Lehrbuchliteratur zu nennen: Die Moderation des Verfahrens mittels Gesten und Worten, die Wahrung des Überblicks, das Kanalisieren von Aufmerksamkeit, die intuitive Antizipation von Problemen, die Demonstration schierer physischer Präsenz, all dies waren Tätigkeiten, die einen spezifischen Habitus und ein flexibles „navigation of feelings“ (William Reddy) erforderten.²⁴

Die Einspannung in prozessuale und bürokratische Zwänge blieb nicht ohne Gegenreaktion. In der sogenannten „Methodendiskussion“, einer nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahr 1900 geführten Debatte über die richtige Auslegung von Gesetzen, kam unverhohlene Kulturkritik zum Vorschein. Gegen die zunehmende Standardisierung des Rechts wurde, wenn auch nur mit bedingtem Erfolg, der Wert der richterlichen „Persönlichkeit“ ins Feld geführt.²⁵

²¹Niklas Luhmann, Das Recht der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1993, S. 322.

²²Vgl. Lorraine Daston / Peter Galison, Objektivität, Frankfurt am Main 2007, Kap. 3.

²³Vgl. Wilhelm Endemann, Der deutsche Civilprozess. Erläuterungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Civilprozessordnung des deutschen Reichs sammt Einführungsgesetzen, 1. Bd.: Gerichtsverfassungsgesetz, Einführungsgesetz zu demselben, Civilprozessordnung §§ 1-229, Berlin 1878.

²⁴Vgl. etwa Gustav Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft, Leipzig 1909.

²⁵Vgl. Steffi Heine, Die Methodendiskussion nach Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches und die Gründung des Vereins Recht und Wirtschaft, Frankfurt am Main

Anthropologie und Verfahren. Das Beispiel der Berufsberatung in der Schweiz

Die riesige „Suchmaschine“²⁶ Berufsberatung wurde in der Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts angeworfen, um möglichst dauerhafte Verbindungen zwischen Menschen und Berufen herzustellen. Mit der Kodifizierung von Arbeit²⁷ gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde auch der arbeitende Mensch in Form gebracht und seither mit unterschiedlichsten Verfahren geeicht. Um jedem „Mann“ den „richtigen Platz“²⁸ in der Arbeitsgesellschaft zu verschaffen, werteten Berufsberater projektive und psychometrische Tests ebenso aus wie volkswirtschaftliche Statistiken, medizinische Gutachten und Ratschläge von Lehrern und Eltern. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde das – bis heute nicht aufgegebene – Ziel formuliert, bei der Vermittlung von Berufen den Einzelnen genauso zu berücksichtigen wie die volkswirtschaftliche Lage der Schweiz. Die Positionierung zwischen Arbeitspersönlichkeiten und Arbeitsgesellschaft begünstigte, dass sich die Berufsberatung seit dem Ersten Weltkrieg schnell als eine relativ eigenständige Expertenkultur etablierte, die sich ihren Platz zwischen Arbeitsämtern, psychologischen Instituten, Schulen, Wirtschaftsverbänden und Arbeitgebern sicherte.

Stabilisiert durch die Leitdifferenz Arbeitssubjekt/Arbeitsgesellschaft, bildete sich im ersten Jahrhundertdrittel eine Verbindung aus „genereller“ und „individueller“ Beratung als Rückgrat berufsberaterischer Verfahren heraus. Methodisch bedeutete dies ein Nebeneinander von Vorträgen für Eltern und Schüler, Betriebsbesichtigungen sowie Ratgeberliteratur einerseits, Tests und persönlichen Gesprächen andererseits. Dass sich offene Sub-

2004.

²⁶David Gugerli, *Suchmaschinen. Die Welt als Datenbank*, Frankfurt am Main 2009.

²⁷Sebastian Conrad / Elisio Macmo / Bénédicte Zimmermann, *Die Kodifizierung der Arbeit: Individuum, Gesellschaft, Nation*, in: Jürgen Kocka / Claus Offe (Hrsg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt am Main 2000, S. 499-475.

²⁸Das häufig zitierte Schlagwort vom „richtigen Mann am richtigen Platz“ lässt außer Acht, dass sich die Berufsberatung in der Schweiz schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch an Frauen richtete.

Überlegungen zu einer historischen Anthropologie des Verfahrens

jektkonzepte der individuellen Beratung wie „Eignung“, „Charakter“ oder „Persönlichkeit“²⁹ in teils erstaunlicher Kontinuität über das 20. Jahrhundert hinweg bewährten, lag nicht nur an ihrer Wandelbarkeit, sondern auch daran, dass sie durch Verfahren gestützt wurden, die sie als vernünftig und rational legitimierten.

Die zentrale Stellung des persönlichen Beraters blieb im Diskurs der Berufsberatung lange Zeit weitgehend unhinterfragt. Das änderte sich in den 1970er-Jahren mit der Konsolidierung der Berufsberatung als „Dienstleistungszentrum“.³⁰ Mit dem veränderten institutionellen Selbstverständnis ging auch ein Wandel von Subjektivierungstechniken und anthropologischen Leitbildern einher. Während in den 1980er-Jahren die Semantik einer „Informationsverarbeitung“ strapaziert wurde, die Ratsuchende und Berufsberater zu computerähnlichen Informationsmaschinen stilisierte, gewann in den 1990er-Jahren die Rede vom „Informationsmanagement“ an Bedeutung. So ließ sich die Berufsberatung Mitte der 1990er-Jahre „in Analogie zu den Dienstleistungen der Banken“ als Institution beschreiben, in der „Wissen sowie Berufskennnisse und Kompetenzen sinnvoll und ‚zinsbringend‘“ angelegt werden. In humankapitalistischer Vorzeigerhetorik wurde die Berufsberatung als „Anlageberatung“ angepriesen.³¹

Ein Wandel der historischen Anthropologie von Verfahren „nach dem Boom“ der 1950er- und 1960er-Jahre lässt sich am Beispiel der Berufsberatung an zwei Feldern untersuchen: der Verbreitung von Berufsinformationszentren (BIZ) und der computergestützten Beratung. 1977 eröffnete in Zürich das erste Berufsinformationszentrum der Schweiz, das bis in seine Raumgestaltung hinein darauf ausgerichtet war, berufskundliche Informationen (Broschüren, Datenbanken,

²⁹Daniela Saxer, *Persönlichkeiten auf dem Prüfstand. Die Produktion von Arbeitssubjekten in der frühen Berufsberatung*, in: Jakob Tanner / Michael Wildt (Hrsg.), *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag. Thema: Persönlichkeit / Individualität*, 3/2011, S. 354-371.

³⁰Fritz Heiniger, *Vom Lehrlingspatronat zum Kompetenzzentrum für Berufsberatung. 100 Jahre SVB*, Dübendorf 2003, S. 126ff.

³¹Rolf Kuhn, *Aktuelle und künftige Herausforderungen an die Berufsberatungsarbeit*, in: *Panorama 1* (1998), S. 23-25, hier S. 25.

Filme etc.) zugänglich zu machen und damit die „Selbstbestimmung des Einzelnen“³² zu fördern. Um diese sich schnell verbreitenden Supermärkte der Information zu legitimieren, wurde auf reformpädagogische Konzepte der 1960er- und 1970er-Jahre zurückgegriffen³³, die mit einer Programmatik der „Hilfe zur Selbsthilfe“ dem psychologischen Beratungsdiskurs einen humanistischen Anstrich verliehen hatten. Dass unter dem Schlagwort der Selbstverwirklichung die Eigeninitiative der Ratsuchenden nicht nur wohlwollend unterstützt, sondern auch nachdrücklich eingefordert wurde, ging im Diskurs der Berufsberatung meist unter. Auf Verfahrensebene ergab sich in den BIZ das Paradox, dass die persönliche Entfaltung der Ratsuchenden gerade durch unpersönliche, nicht-dialogische Praktiken gefördert werden sollte: Die BIZ-Besucher wurden über die Raumstruktur, das Mobiliar und die Anordnung von Informationen „formatiert“.

Zu den Verfahren, mit denen die „Lethargie der siebziger Jahre“³⁴ überwunden werden sollte, zählten neben der informationellen Selbstversorgung auch computergestützte Tests. Wenngleich sich computerisierte Beratungstechniken in der Schweiz nur zögerlich behaupten konnten, entfachte sich Mitte der 1980er-Jahre eine Debatte über „Berufsberatung ohne Berufsberater“³⁵ bei der die Rolle personengebundener Beratungsverfahren auf den Prüfstand gestellt wurde. Während Befürworter die Effizienz, Unvoreingenommenheit und Flexibilität von Computern betonten, wirkte es auf die Vertreter einer „humanistischen“ Beratung geradezu anstößig, dass die als autoritär kritisierte Position des Beraters, die seit den späten 1960er-Jahren durch „nicht-

³²Heinrich L. Nieder, Wozu Berufsinformationszentren der Berufsberatung?, in: Berufsberatung und Berufsbildung, 3/4 (1976), S. 68-75, hier S. 72.

³³Katharina Gröning, Entwicklungslinien pädagogischer Beratungsarbeit. Anfänge – Konflikte – Diskurse, Wiesbaden 2010, S. 121 ff.

³⁴Niklaus Blattner, Neue Technologien. Auswirkungen auf Beschäftigte und Berufe, in: Berufsberatung und Berufsbildung 3 (1986), S. 136-147, hier S. 138.

³⁵Lisbeth Hurni, Zukunft in der Berufsberatung, in: Berufsberatung und Berufsbildung Heft 5 (1985), S. 263-270, hier S. 264; Liselotte Andermatt, Berufsberatung ohne Berufsberater? EDV-Einsatz auf Englands Berufsberatungsstellen, in: Berufsberatung und Berufsbildung, 1 (1986), S. 28-31.

direktive“ Gesprächsmodelle relativiert worden war, nun durch einen nicht-persönlichen Computer ausgefüllt werden sollte.

Computergestützte Verfahren mussten nicht nur technisch, sondern auch arbeitsweltlich und berufspsychologisch programmiert werden, um in die Berufsberatung Eingang zu finden. Dabei orientierten sich die datenbankgestützten Tests der 1980er-Jahre meist noch am industriegesellschaftlichen Ideal eines passgenauen „Matchings“ von Menschen und Berufen. Seit Anfang der 1990er-Jahre wurde dann der Einsatz sogenannter computersimulierter komplexer Problemszenarien diskutiert. Die aus der Management-Diagnostik stammenden Programme sollten den effizienten Umgang mit persönlichen Ressourcen testen und forderten von den Anwendern „eine neue Art des Denkens in Prozessen und Wechselwirkungen“.³⁶ Solche Verfahren zielten nicht mehr auf eine lebenslange Passung zwischen Menschen und Berufen, sondern auf flexible Anpassungsleistungen von „Unternehmern ihrer Selbst“ (Ulrich Bröckling), die ihre persönlichen Bestände in komplexen Umgebungen gewinnbringend einzusetzen wissen. Die Programme geben ein Beispiel dafür, wie Subjekte der Arbeitsgesellschaft mittels Verfahren nicht nur eingeschätzt³⁷, sondern auch mit konstituiert werden.

Fazit

Die Historisierung von Verfahren mündet in eine historische Perspektivierung anthropologischer Wissensbestände³⁸, die sowohl im als auch außerhalb des Subjekts zu verorten sind. Wie an den Beispielen Gerichtswesen und Berufsberatung deutlich wird, gehen Verfahren mit einer Programmierung von Verhaltens-, Denk-, Wahrnehmungs- und Fühlweisen einher, deren Komplexität erst im Spannungsfeld zwischen verfahrenstechnischer Eigenlogik und dem Eigensinn der

³⁶Dieter Hasselmann, Computersimierte komplexe Problemstellungen in der Management-Diagnostik, Hamburg 1993, S. 1.

³⁷Niklas Luhmann, Organisation und Entscheidung, Opladen/Wiesbaden 2000, S. 290.

³⁸Daniel Speich Chassé / David Gugerli, Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 1 (2012), S. 80-100.

Malte Bachem, Ruben Hackler

Akteure deutlich hervortritt. Mit Hilfe historisch-anthropologischer Ansätze können soziologisch-funktionalistische wie auch sozialgeschichtliche Einbahnstraßen umfahren werden. Somit wird der Blick frei auf die Aktivierung, Pflege, Verdrängung und Verbreitung von (verkörpertem) Wissen, das seine Relevanz in Zusammenhang mit Verfahren erhält.

Das Lokale neu positionieren im actor-network-Raum Globalgeschichtliche Herausforderungen und illyrische Steuerpolitiken von Margareth Lanzinger

In Dörfern zu forschen, das hatte in den Anfängen einer mikrohistorisch inspirierten Historischen Anthropologie als ein „Kunstgriff“ gegolten, da es die Möglichkeit bot, einen thematischen Komplex in dichter Vernetzung zu rekonstruieren und zu kontextualisieren und daher große forschungspraktische Vorteile mit sich brachte.¹ Angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen durch die Globalgeschichte und Weltgeschichte – Bernd Hausberger spricht mit kritischem Unterton von einer „Renaissance der macrohistorischen Debatte und des großen Vergleichs“, von einer Tendenz zur „Simplifizierung und Generalisierung“ – scheint es um so notwendiger, das Lokale neu zu positionieren.² Überlegungen in dieser Richtung hat Hans Medick bereits vor zehn Jahren als Desiderat angeregt, als er schrieb: „Die Einsicht der neuen Globalisierungsdiskussion, daß die Vereinheitlichung und die gleichzeitige Fragmentierung und Lokalisierung der Welt zwei Seiten desselben Prozesses sind, bliebe in bezug auf die zukünftigen Wege der Historischen Anthropologie zu durchdenken und zu erforschen“.³

¹Mit diesem Begriff charakterisierte Giovanni Levi in seinem Editorial zu dem 1981 erschienenen Themenheft „Villaggi: Studi di antropologia storica“ – „Dörfer: historisch-anthropologische Studien“ – in: *Quaderni Storici* 16 (1981), S. 7-10, S. 9, das Arbeiten in Dörfern. Unter den zahlreichen historisch-anthropologischen Mikrostudien zum deutschsprachigen Raum sei hier nur auf eine verwiesen, die die Frage von Herrschaftsumsetzung in den Fokus gestellt hat: Michaela Hohkamp, *Herrschaft in der Herrschaft. Die vorderösterreichische Obervogtei Triberg von 1737-1780*, Göttingen 1998.

²Bernd Hausberger, *Globalgeschichte als Lebensgeschichte*, in: Ders. (Hrsg.), *Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen*, Wien 2006, S. 9-27, S. 9.

³Vgl. dazu Hans Medick, *Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie*, in: *Historische Anthropologie* 9,1 (2001), S. 78-92, S. 91. Vgl. auch die um Anknüpfungspunkte herum zentrierte Auseinandersetzung von Reinhard Blänkner, *Historische Kulturwissenschaften im Zeichen der Globalisierung*, in: *Historische Anthropologie* 16,3 (2008), S. 341-372.

Vertreter und Vertreterinnen der Mikrogeschichte und der Historischen Anthropologie sind in den 1970er- und 1980er-Jahren ausgezogen, um allzu lineare Paradigmen, vornehmlich jenes der Modernisierung, allzu schematische Modelle sozialer und kultureller Zuordnung in Schichten und Ethnien sowie funktionalistische Erklärungsweisen aufzubrechen, diese als Verkürzungen kenntlich zu machen, da sie weder die Wahrnehmung noch die Praxis historischer Akteure und Akteurinnen adäquat zu fassen vermochten. Sie insistierten darauf, dass solche Paradigmen und Modelle deshalb für eine Analyse und Beschreibung historischer Prozesse höchst ungeeignet seien.⁴ Der Weg zu dieser Erkenntnis führte über das genaue Hinschauen, über einen Beobachtungsmaßstab der Nähe, über dichte Quellenbestände zu Orten, Personen, Ereignissen, die den Eigensinn und Formen der Aneignung, Logiken und Sinnstiftungen jenseits vorformatierter Modelle und übergestülpter Schemata, das ‚Fremde‘ in der ‚eigenen‘ Geschichte in der akribischen Analyse sichtbar werden ließen. Mikrogeschichte und Historische Anthropologie hatten sich als neue Zugänge die Abkehr von allzu einfach gestrickten teleologischen Geschichtsbildern und Fortschrittstheoremen zum Ziel gesetzt und dies in Bilanzen als Erfolg für sich verbucht, sich zum Teil um diese Problemstellung herum überhaupt erst konstituiert. Gegenwärtig ist es um diese Ansprüche leise

Natalie Zemon Davis hat auf ihre Weise einen Brückenschlag unternommen, und zwar ausgehend von der Frage „Can the historian hold onto the subjects of ‚decentered‘ social and cultural history, often local and full of concrete detail, and still address the perspectives of global history?“, die sie über das „local storytelling“ in einem erweiterten geographischen und kulturellen Raum und über „cultural crossing“ als globales Programm bejaht. Natalie Zemon Davis, *Decentering History: Local Stories and Cultural Crossings in a Global World*, in: *History and Theory* 50,2 (2011), S. 188-202 [dt. in: *Historische Anthropologie*, 19,1 (2011), S. 144-154].

⁴Vgl. dazu auch Francesca Trivellato, *Is There a Future for Italian Microhistory in the Age of Global History?*, in: *California Italian Studies* 2,1 (2011), URL: <<http://escholarship.org/uc/item/0z94n9hq>> (04.06.2012), [ohne Seiten, S. 10]; Frederick Cooper, *What is the Concept of Globalisation Good For? An African Historian's Perspective*, in: *African Affairs* 100 (2001), S. 189-213, S. 211f [dt. in: Sebastian Conrad u.a. (Hrsg.), *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*, Frankfurt am Main 2007, S. 131-161]. Er vergleicht die Verkürzungen und Effekte der Modernisierungstheorie mit dem, was nunmehr unter dem Label Globalisierung suggeriert wird, in Bezug auf umfassende Prozesse. Ebd., S. 196f, S. 212.

geworden. ‚Große‘ Narrative und Erklärungen sind im Gefolge der sich etablierenden Global- und Weltgeschichte wieder angesagt und gefragt. Die noch vor gar nicht so langer Zeit begründet demontierten Paradigmen und Modelle befinden sich wieder im Aufwind, was auch innerhalb der Globalgeschichte kritisch gesehen wird.⁵

Das Lokale neu zu positionieren, bedeutet zum einen, nicht von einem „trägen Container“ auszugehen, sondern jede Lokalität als soziale und kulturelle Konstruktion zu fassen, die in einem beständigen Prozess von deren Bewohnern und Bewohnerinnen sowie durch institutionelle Praxis hergestellt wurde und wird.⁶ Zum anderen bringt es heuristisch nicht weiter, das Lokale dem Globalen gegenüber zu stellen, das eine mit dem anderen zu kontrastieren⁷, wie dies Historiker/innen längst auch schon für das Mikro und Makro dargelegt haben.⁸ Vielmehr geht es darum, den sozialen Raum, der dazwischen liegt, in den Fokus zu rücken.⁹ Dazu bedarf es eines offenen Konzepts, wie es in den von Frederick Cooper vorgeschlagenen Begriffen angelegt ist. Er setzt der Globalgeschichte in seiner kritischen Auseinandersetzung „cross-territorial processes“ gegenüber – was weiter gedacht davon enthebt, Prozesse vorab als translokal, transregional,

⁵Vgl. dazu die Kritik aus mikrohistorischer Sicht von Trivellato, *Is There a Future for Italian Microhistory*; aus afrikahistorischer Sicht von Cooper, *What is the Concept of Globalization*, – aus einer kritischen Position gegenüber der Globalgeschichte heraus geht es ihm vor allem um die Frage, wie man über afrikanische Geschichte denken kann, „in ways that emphasize spatial connections but do not assume the ‚global‘“ –; sowie aus globalgeschichtlicher Sicht von Hausberger, *Globalgeschichte*, S. 9-11, der für eine quellennahe Globalgeschichte plädiert und zum Schluss kommt: „Microhistorische Methoden und Globalgeschichte stehen sich damit näher, als man geglaubt hätte.“ Ebd., S. 10.

⁶Vgl. dazu die Arbeiten von Angelo Torre, insbesondere sein zuletzt erschienenes Buch Luoghi. *La Produzione di località in età moderna e contemporanea*, Roma 2011.

⁷Vgl. dazu auch Cooper, *What is the Concept of Globalization*, S. 192.

⁸Vgl. dazu den Abschnitt „Mikro- versus Makroperspektive und ‚les jeux d’échelles‘“ von Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004, S. 110-118.

⁹Das Konzept des sozialen Raums ist angelehnt an die mit dem Fokus auf Kommunikation entworfene Theorie von Rudolf Schlögl, allerdings explizit um Beziehungen und Interaktionen erweitert gedacht. Rudolf Schlögl, *Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 34,2 (2008), S. 155-224.

transnational etc. definieren zu müssen und damit auf eine Richtung und auf eine potenziell problematische Konturierung – vor allem wenn es um „national“ als Zuschreibung geht – zu fixieren anstatt deren Gleichzeitigkeit zu konzeptualisieren. Er spricht daher von „spatial linkages“ und „spatial connection“, von den vielen Verbindungen zwischen unterschiedlichen sozialen Räumen.¹⁰ Der Weg über das Lokale hinaus kann nämlich nicht – in den Worten Francesca Trivellatos – in Form hierarchisch angeordneter konzentrischer Kreise, die sich vom Kleinen zum Großen erweitern, gefasst werden.¹¹

Vielmehr geht es – und hier bietet die *actor-network-theory* von Bruno Latour auch für historisches Arbeiten gute Anknüpfungspunkte – um die Rekonstruktion der „kontinuierlichen Verbindungen [...] von einer lokalen Interaktion zu anderen Orten, Zeiten und Aktanten“, die daran anknüpfend ihrerseits Handlungen und Interaktionen setzen.¹² Zentral dabei ist, den „Pfad“ sichtbar zu machen, der diese Orte, die jeweiligen „lokalen Stätten“, miteinander verbindet und entlang dessen durch „Mittler“ Prozesse der Übersetzung, der Transformation über eine „lange Kette von Akteuren“ stattfinden. Dies sei, so Latour, und dem wird man zustimmen können, „empirisch anstrengend“; dafür – das der Trost – seien theoretisch keine Hürden zu erwarten.¹³ Für Historiker/innen stellt sich dabei zwar das Problem der vielfach fragmentarischen Quellenüberlieferung, aufgrund derer sich die Verbindungen nicht immer lückenlos entdecken und rekonstruieren lassen werden, dennoch verspricht dieser Ansatz, soziale Praxis in historischen Lebenswelten in ihrer Vielfalt umfassender

¹⁰Cooper, *What is the Concept of Globalization*. So hat Rebekka Habermas unlängst aufgezeigt, auf welche Weise Kolonialskandale zur Durchsetzung innenpolitischer Ziele im Deutschen Kaiserreich dienlich sein konnten. Rebekka Habermas, *Der Kolonialskandal Atakpame – eine Mikrogeschichte des Globalen*, in: *Historische Anthropologie* 17,3 (2009), S. 297-319.

¹¹Trivellato, *Is There a Future for Italian Microhistory*, [ohne Seiten, S. 15].

¹²Der Begriff Aktanten bringt die von Objekten ausgehende Wirkmacht ins Spiel und bezeichnet das Zusammenwirken von menschlichen Akteur/innen und Dingen in Netzwerken an Handlungszusammenhängen.

¹³Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt am Main 2010, S. 299.

sprachlich-kulturelle Affinität zu Frankreich gab. Eine fast koloniale Situation?

Wo ansetzen? Am besten in einem quellenmäßig gut dokumentierten, bislang kaum erforschten und für die Frage nach der Territorialisierung von Herrschaft geeigneten – also beispielsweise vom ‚Zentrum der Macht‘ möglichst weit entfernt gelegenen und vom regionalen Setting komplexen – Raum. Eine solche Ecke, die den Ausgangspunkt für die weiteren Überlegungen liefert, findet sich im Nordwesten der Illyrischen Provinzen. Stefan Zweigs geografische Umschreibung gilt es diesbezüglich etwas weiter zu differenzieren: Zum illyrischen „Fetzen“ von Kärnten gehörten seit dem Februar 1810 infolge des gescheiterten Aufstandes von 1809 und auf Grundlage des Pariser Traktats die im östlichen Tirol gelegenen Gerichte Lienz und Sillian¹⁸, ebenso das ehemals salzburgische Iseltal und die Vikariate Hopfgarten und St. Veit in Deferegggen.¹⁹ Diese Gebiete waren so nicht nur mit einer neuen Staatsmacht konfrontiert, sondern fanden sich durch die Zuordnung zu Kärnten auch regional in einem ganz neuen verwaltungspolitischen Kontext wieder. Noch dazu war das Gericht Sillian erst kurz zuvor, im Jahr 1808, aus den ehemaligen Gerichten Heinfels, dem Gericht Anras des ehemaligen Hochstifts Brixen und der freisingischen Hofmark Innichen gebildet worden. Das bedeutet, dass nicht nur die Illyrischen Provinzen als staatliches Gebilde bunt zusammengewürfelt waren, sondern auch Intendanten und Distrikte bis hin zu den Arrondissements. Das konnte nicht ohne Auswirkungen auf das innere

¹⁸Die Festlegung der Grenzen der Aufteilung Tirols auf Bayern, das Königreich Italien und die Illyrischen Provinzen erfolgte im Juni desselben Jahres. Vgl. Georg Mühlberger, Absolutismus und Freiheitskämpfe (1665-1814), in: Josef Fontana u.a. (Hrsg.), Geschichte des Landes Tirol, Bd. 2: Die Zeit von 1490 bis 1848, 2. Auflage, Bozen 1998, S. 290-579, 537; Ferdinand Hirn, Geschichte Tirols von 1809-1814. Mit einem Ausblick auf die Organisation des Landes und den großen Verfassungskampf, Innsbruck 1913, S. 85, 313; Reinhard Stauber, Der Zentralstaat an seinen Grenzen. Administrative Integration, Herrschaftswechsel und politische Kultur im südlichen Alpenraum 1750-1820, Göttingen 2001, S. 367, 374.

¹⁹Vgl. Christine Tropper, Geschichte der französischen Verwaltung in Österreich, in: Josip Kolanović / Janez Šumrada (Hrsg.), Napoléon et son Administration en Adriatique orientale et dans les Alpes de l'Est 1806-1814. Guide des sources, Zagreb 2005, S. 627-631.

Gefüge bleiben, was sich am deutlichsten in Zusammenhang mit der Steuerrepartition – der internen Aufteilung der Grundsteuer – zeigen sollte.

Beim Sichten der umfangreichen Korrespondenz erwies sich die mittlere, die Distriktebene, als wesentlicher Knotenpunkt im Netzwerk der Beziehungen: Hier langten die Direktiven des Generalgouvernements in Ljubljana, vermittelt über die Intendanz in Villach ein. Hier wurden sie für die Durchführung operationalisiert und an die dafür Zuständigen auf lokaler und überlokaler Ebene kommuniziert und delegiert. Hier trafen zugleich und am wenigsten gefiltert – denn jede Weiterleitung und das heißt, Kommentierung, Paraphrase oder Zusammenfassung verändert eine Nachricht – die Beschwerden aus den Gemeinden, den Mairien, ein. Steht also die Frage nach dem konkreten Wie von sozialen Prozessen im Zentrum des Interesses, empfiehlt es sich, von dieser Art Beziehungen, die unterschiedliche Lokalitäten miteinander verbinden, auszugehen.

Stefan Zweig schrieb von „schlecht gefüllte[n] Kassen“ – ein Indiz für staatliches Scheitern, für ‚falsche‘ Ausgabenpolitik oder die Folge von Steuernachlässen mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Gesamtsituation? Umgekehrt sind als zu hoch empfundene Steuern ein klassisches Gravamen in unterschiedlichsten Herrschaftskontexten – so auch in den Illyrischen Provinzen.²⁰ Steuerwesen und Steuerpolitik zählen nicht gerade zu den bevorzugten historisch-anthropologischen Themen. Das hat damit zu tun, dass sie primär Staatsbildungsprozessen zugeordnet und vielfach von spezifischen territorialen Bedingungen und Kontexten abgekoppelt behandelt werden.²¹ Wenn jedoch der Fokus auf den konkreten Raum gerichtet ist, in dem Steuereinneh-

²⁰Vgl. Grab, Napoleon, S. 191f.

²¹Vgl. zu dieser Kritik Matt Vester, Regionalism and Fiscal Policy in the Southern Savoyard Lands, 1550-1580, in: Quaderni storici 139 (2012), im Erscheinen. Dies ist ein Heft zum Themenschwerpunkt „Institutionen“, in dem es genau darum geht, wie über Institutionen – Gerichtszuständigkeiten, Rechtsprechung, Steuern etc. – Räume hergestellt werden. Bei institutionellen Mechanismen anzusetzen, dafür plädiert auch Cooper, What is the Concept of Globalization, S. 195, und er schließt: Die Metapher „global“ sei kein geeigneter Weg, um damit zu beginnen.

mer unterwegs waren und ihres Amtes walteten, die Festsetzung von Steuern zur Debatte stand und Steuerkommissionen tagten, bieten sie einen vorzüglichen Zugriff darauf, wie ein Territorium über eine „Kette von Akteuren“ und Verbindungen in Form von Aufträgen und Modi von deren Umsetzung hergestellt wird. Sie machen sichtbar, welche Interessenspolitiken verfolgt werden, welche Dynamiken und Machtkonfigurationen sich damit verbinden, die den Beziehungsgefügen im sozialen Raum unterlegt sind.

Allgemein gesehen, attestieren einschlägige historiographische Studien dem französischen Gouvernement ein zügiges Vorgehen.²² Noch Ende des Jahres 1809 – mit Dekret vom 25. Dezember –, machten sich die neuen Machthaber daran, die Verwaltung nach dem französischen Vorbild der Departments provisorisch zu organisieren.²³ Das Territorium wurde in so genannte Intendanzen bzw. Provinzen eingeteilt. Das Dekret vom 15. April 1811 „sur l'organisation de l'Illyrie“, das praktisch einer „Verfassung“ gleichkam, legte in insgesamt 271 Artikeln definitiv die Neuordnung in Form einer analog zu Frankreich zentral und straff durchstrukturierten Verwaltung fest.²⁴ Dieses Dekret enthielt auch Vorgaben für eine neue Gerichtsorganisation, die mit Januar 1812 in Kraft trat wie – subsidiär dazu – auch der Code civil.²⁵ Die Einschätzungen bezüglich der Wirkmacht dieser Reorganisation gehen auseinander. Vor allem ältere historiographische Bilanzen erachten sie als wenig erfolgreich²⁶, abgesehen von seltenen und wenig

²²Grundlegend dazu Bundy, *The Administration*, insbesondere S. 6-81.

²³Vgl. dazu August Dimitz, *Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis auf das Jahr 1813*. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturentwicklung, Bd. 4: Vom Regierungsantritt Leopold I. (1657) bis auf das Ende der französischen Herrschaft in Illyrien (1813), Laibach 1876, S. 304f.

²⁴Vgl. dazu Janez Šumrada, *Statut juridique et organisation administrative des Provinces illyriennes*, in: Kolanović / Šumrada, *Napoléon et son Administration*, S. 21-41, 34-38. Erschienen ist das Dekret im *Bulletin des lois*, Nr. 369, veröffentlicht wurde es auch im *Moniteur* vom 12. Mai 1811 und in der *Klagenfurter Zeitung* vom 26. Mai 1811.

²⁵Vgl. Vilfan, *Von den französischen Illyrischen Provinzen*, S. 100-102.

²⁶Als Ursachen dafür werden die Heterogenität des Gebiets und die kurze Dauer der Illyrischen Provinzen angesehen, vor allem aber auch die Umstände, dass lokale soziokulturelle Kontexte nicht berücksichtigt worden seien, dass es insgesamt zu wenig

rezipierten Ausnahmen, die ein anderes Bild zeichnen.²⁷ Neuerdings wird auch attestiert, dass die geschaffenen französischen Strukturen von den Zeitgenossen als „ziemlich effektiv und funktionsfähig“ wahrgenommen worden seien.²⁸ An Forschungen zur konkreten Praxis von Verwaltung und Recht aus Sicht der Distrikte, Arrondissements und Mairien fehlt es jedoch weitgehend; der Schwerpunkt lag bislang auf der ‚äußeren‘ Geschichte der Illyrischen Provinzen, auf den politischen Strukturen und Abläufen.²⁹ Hier ist nicht der Ort für eine detaillierte empirische Analyse. Doch seien abschließend zumindest einige Fäden und Verbindungen des steuerpolitischen *actor-network* aufgegriffen, die den Ausgangspunkt für die skizzierten Problemhorizonte und Perspektiven geliefert haben.

Steuerbelange waren Teil einer ständigen Adressierung durch und Einbeziehung in die staatliche Verwaltung, die sich unentwegt mit neuen Aufgaben und Anforderungen präsent hielt. Unzählige Erhebungen waren durchzuführen und Tabellen auszufüllen, aufwändige Gemeindebudgets zu erstellen. Für alles gab es vorgesehene Fristen und Abgabetermine; der Rhythmus des in Trimester eingeteilten Jahres trieb die Amtsträger – bis in die kommunalen und ehrenamtlichen Bereiche hinein – vor sich her. Deren Überforderung war trotz beziehungsweise gerade wegen des vielfach dokumentierten Dienstefers und des Bemühens, die Aufgaben möglichst ordnungsgemäß zu erfüllen

qualifiziertes Personal gegeben habe, dass lokale Funktionsträger nicht Französisch gekonnt hätten und ähnliches mehr.

²⁷Elfriede Holeczek, *Die Verfassung und Verwaltung Oberkärntens im Vormärz (1809-1848)*, Wien 1966, S. 2: „Bei der Wiedereinführung der österreichischen Verwaltung konnte sich die Regierung den von den Franzosen in Illyrien eingeführten fortschrittlichen Neuerungen nicht verschließen und so ergab es sich, daß die verhältnismäßig kurze Zugehörigkeit Oberkärntens zu französisch Illyrien ihre Spuren auf lange Zeit im Lande hinterlassen und der nachfolgenden österreichischen Verwaltung eine besondere Prägung gegeben hat.“

²⁸Dieter Neumann, *Der Villacher Kreis in französisch-illyrischer Zeit*, in: Claudia Fräss-Ehrfeld (Hrsg.), *Napoleon und seine Zeit. Kärnten – Innerösterreich – Illyrien*, Klagenfurt 2009, S. 199-208, 205.

²⁹Dies konstatierte bereits Bundy in seiner 1987 erschienenen Dissertation (*Bundy, The Administration* (S. 6f), ein Befund, der nach wie vor gilt. Vgl. auch Šumrada, *Statut juridique*, S. 26.

len, an der Tagesordnung.

Einen Brennpunkt bildete die Grundsteuer; die dahinter stehende Organisationsstruktur war verzweigt. Die vom zuständigen Perzepteur an die Mairien übersandten Rollen zur Grund- sowie zur Personal- und Gewerbesteuer wurden auf den Kirchplätzen oder auf der Kanzel verlesen und den Steuerpflichtigen übermittelt – zusammen mit der Information, dass sie binnen einer bestimmten Frist um Steuerermäßigung ansuchen konnten. Wiewohl offiziell vorgesehen, war das Weiterleiten entsprechender Suppliken von einer Rechtfertigungsretorik und einem Werben um Einsicht und Einhelligkeit begleitet. Beim Maire von Windischmatrei – dem heutigen Matri in Osttirol – hatten 81 Steuerpflichtige im Jahr 1812 eine solche Bittschrift eingereicht, die dieser an den Intendanten in Villach mit einem Begleitschreiben schickte: Der Herr Intendant sei doch selbst davon überzeugt, „wie unmöglich es den Unterthanen seye, beym gänzlichen Verboth der Viehausfuhr, seines einzigen Activhandelartikels, nach Einführung der Stempl- und Registrirungstaxen nebst der Fortdauer der Leudemien und anderer Gebühren, dem so hohen Preise des Salzes und Tabacaufschlages, Vervielfältigung der Gemeinde- und anderer Auslagen auch noch die Grund-, Personal und Gewerbesteuer, welche mit dem Erträgnisse des Bodens, der Dürftigkeit aller Einwohner, und der gänzlichen Vakanz aller Geschäfte in keinem Verhältnisse stehet, an die Staatskaßen abzuführen“.³⁰ Manch anderer Maire und Syndikus berichtete über Zahlungsunfähigkeit wegen Geldmangels.³¹

Da die Erhebung der Grundlagen zur Bemessung der Grundsteuer

³⁰Einreichung von Suppliken durch den Maire von Windischmatrei am 22. Juli 1812, Tiroler Landesarchiv (TLA) Innsbruck, Landgericht (LG) Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Nr. 306.

³¹Zeigten die jeweils übergeordneten Stellen in den meisten Fällen angesichts von Versäumnissen und Verzögerungen in der Regel Verständnis und war der Tenor der Kommunikation durchwegs freundlich, so gab es im Verschuldungsfall, wenn es zur Exekution kam, keinerlei Pardon. Zu der sich oft über einen längeren Zeitraum hinziehenden Zwangsvollstreckung wurde ein „Executions Mann“, ein *Garnisaire*, auf Kosten der ohnehin ökonomisch ruinierten Schuldner in deren Haus geschickt – Taggeld sowie die Unterbringung mitsamt Pferd beim lokalen Wirt waren zu bezahlen – und alles, was sich verkaufen ließ, zur Schuldentilgung verkauft.

sehr aufwändig war, legte die illyrische Finanzverwaltung der Steuerrepartition zunächst den Josephinischen Kataster von 1785 zu Grunde. In der ersten Steuervorschreibung gewährte sie den „Baillages de Lienz et de Sillian“ gegenüber dem „Cercle de Villach“ einen Nachlass unter anderem in Rücksicht auf die großen Verluste im Zuge der Kriegsergebnisse des Jahres 1809.³² 40.000 Francs mussten die Gerichte Lienz und Sillian entrichten. Die für 1811 veranschlagte Summe belief sich dann auf stolze 123.000 Francs.³³ Doch nicht der Kontributions-Direktor Bella in Ljubljana hat die „schröcklich“ erhöhte Summe des Tiroler Steueranteils errechnet und vorgeschrieben, sondern eine hauptsächlich aus Kärntnern zusammengesetzte Kommission in Villach. Diese hatte die Tiroler Delegierten über die konkreten Zahlen bis zum Schluss im Unklaren gelassen und nur mit Prozenten operiert. Zugleich habe der der Kommission vorsitzende Intendant – wie der in dieser Sache hauptsächlich engagierte Lienzer Steuer *Receveur* und *Controleur* der direkten Steuern Hueber nicht ohne Sarkasmus berichtete – versichert, „daß die Grundsteuer zwischen Kärnten und Tirol nach einer je möglichen Gleichheit vertheilet werden müßte, weil die Unterthanen von Kärnten und Tirol nun *alle gleiche Brüder wären*“.³⁴ Die darauf folgenden umtriebigen und weite Kreise ziehenden Bemühungen von Tiroler Seite, diese auch von oberster Stelle als solche anerkannte „Steuerungerechtigkeit“ – unter anderem durch Einrichtung einer „Gleichstellungs-Commission“ – zu beheben, scheiterten. Der Bericht des Tiroler Deputierten Johann Franz Röck über das vernichtende Ergebnis der im Januar 1812 in Villach einberufenen „Central Steuer

³²Schreiben vom 18. September 1810 bezüglich der Steuerrepartition, TLA Innsbruck, LG Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Akt „Contributions Réclamations“.

³³Schreiben vom *Domaenen Receveur* Hueber vom 16. Okt. 1811 an den Direktor der direkten Steuern Bella in Ljubljana, TLA Innsbruck, LG Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Akt „Contributions Réclamations“.

³⁴Schreiben des *Steuer Receveur* Hueber vom 16. Jan. 1812 mit einem „rapport“ über die Sitzung vom 12. Juni 1811 in Villach zum Ablauf des „vorgegangenen Steuerrepartitions Geschäftes“, TLA Innsbruck, LG Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Akt „Contributions Réclamations“, Hervorhebung im Original unterstrichen.

Margareth Lanzinger

Commission“ liest sich wie ein Lehrstück der Durchsetzung machtpolitischer Interessen unter Instrumentalisierung demokratischer Mittel.³⁵ Ein Netzwerk von Akteuren, Dokumenten und Interessen im sozialen Raum beginnt sich abzuzeichnen.

Auf diese Weise tut sich auch kein „Abgrund“ mehr auf „zwischen dem Globaleren und dem Lokaleren“³⁶, denn man verfügt über einen Zugriff, der Räume miteinander in Beziehung setzt, und zwar Seite an Seite, der also nicht ein vordefiniertes ‚Oben‘ in Relation zu einem vordefinierten ‚Unten‘ hierarchisch, als unhinterfragte Topographie der Relevanz anordnet, die in der Zuschreibung als Makro und Mikro eine Entsprechung hat. Einmal noch Bruno Latour: „Was zählt, ist die Möglichkeit des Untersuchers, diese Art von ‚netzwerkförmiger‘ Gestalt wo immer möglich zu registrieren, anstatt die Daten in zwei Haufen zu zerschneiden: einen lokalen und einen globalen. Eine Akteur-Netzwerk-Geschichte zu erzählen, heißt, imstande zu sein, diese vielen Verbindungen einzufangen, ohne sie von Anfang an durch eine a priori Entscheidung darüber durcheinanderzubringen, was die ‚wirkliche Größe‘ einer Interaktion oder eines sozialen Aggregats sei“.³⁷ Das Makro beschreibt – in diesem Sinne konsequent zu Ende gedacht – „nicht länger eine umfassendere oder ausgedehntere Stätte [...], sondern einen anderen, gleichfalls lokalen, gleichfalls Mikro-Ort, der mit vielen anderen durch irgendein Medium verbunden ist“.³⁸ Größenordnung ist Latours Konzept nach etwas, „das die Akteure durch den Transport bestimmter Spuren in bestimmten Transportmitteln leisten, indem sie sich gegenseitig *skalieren*, *verräumlichen* und *kontextualisieren*“.³⁹ Analog zur Einebnung von Makro und Mikro löst sich damit auch das Globale in seine Bestandteile auf.

³⁵ Abschrift der Relation des Deputierten Johann Franz Röck „über das mir übertragene Geschäft“ vom 9. Jan. 1812, TLA Innsbruck, LG Lienz, Fasz. 72, 1812, Illyrische Provinzen (Normalien), Akt „Contributions Réclamations“.

³⁶ Latour, Eine neue Soziologie, S. 300.

³⁷ Ebd., S. 307.

³⁸ Ebd., S. 304.

³⁹ Ebd., S. 317.

Fragment und Ereignis

Zu Bedingungen der Möglichkeit historischer Anthropologie

von Lioba Keller-Drescher

Ausgehend von einer *modischen* Anregung möchte ich mich im Folgenden mit gedanklichen Voraussetzungen und Zielvorstellungen und der Situiertheit von historischem Wissen im Sinne einer Archäologie der Gegenwart beschäftigen. Daran werden sich Überlegungen zum epistemischen Konzept historisch-kultureller Anthropologie anschließen unter besonderer Berücksichtigung der Aspekte von Material und Materialität der Forschung, und ein Vorschlag zur Aktualisierung der Forschungsperspektiven.

„L’archeologia – non la futurologia“

Unter dem Titel „Past Regained“ beschäftigt sich der italienische Publizist Cesare Cunaccia jüngst in der italienischen Ausgabe der Zeitschrift „Vogue“ mit dem Thema der unterschiedlichsten Rückbezüglichkeiten der (Kleider-)Mode. Ein aktuelles Thema, ein Dauerthema für alle, die sich mit Mode und Modegeschichte befassen. Immer wieder neu – und das zu Recht – stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis aktuelle Entwürfe zu früheren stehen, welche Stile und Zeiten wiederkehren und in welcher Weise. Dass in der Mode gerade auch die Wiederaufnahme höchst unterschiedlich stattfindet, zeigt sich jede neue Saison, und vor allem, dass dabei immer etwas Neues entsteht, sonst würden wir es auch nicht kaufen wollen. Von einer Zeitschrift wie der Vogue kann man keine streng wissenschaftlichen Analysen erwarten, erhält aber oft doch richtungsweisende Einschätzungen und zeitgenössisch relevante Verknüpfungen, und so nimmt es nicht wunder, dass am Ende des Beitrags auf den italienischen Philosophen Giorgio Agamben verwiesen wird. Natürlich ist der Gebrauch des großen Namens eines weithin bekannten Philosophen ein rhetorisches Mittel zur Verstärkung und Erhöhung der Aussagen in diesem Text. Aber es ist doch so interessant formuliert, dass es mein Interesse geweckt hat. Also genau das, was der Autor bezweckt hat. Eigentlich interessiere ich mich mehr

für Mode als für modische Philosophen, merkwürdig genug, wenn beides zusammenkommt.

Agamben wird von Cunaccia mit dem Satz zitiert, „[...] die Archäologie, nicht die Futurologie ist der Zugang zum Verständnis der Gegenwart.“¹ Das klingt zunächst wie das kleine Einmaleins der Geschichtstheorie. Im Sinne von, dass wir Geschichte betreiben zur Kenntnis der Gegenwart, bzw. zur Kenntnis des Ursprungs der Gegenwart. Das wäre für einen heutigen Geschichtsphilosophen dann doch zu einfach, wenn er auch sicher nicht bestreiten würde, dass das ein wichtiger Bestandteil unseres Verhältnisses zur Geschichte ist. Was also meint Agamben hier? Bei genauer Recherche kann man feststellen, das Zitat ist bei Cunaccia etwas aus dem Zusammenhang gerissen und stammt eigentlich aus einem Kommentar Agambens zum Verständnis der gegenwärtigen Krise der Wirtschaftssysteme und damit der europäischen Politik.² Agambens Auseinandersetzung mit den Gründen der Krise enthält die hier zitierte Wendung, zielt aber zunächst auf ein anderes Problem, nämlich darauf, dass es wenig Sinn macht, das Wirtschaftssystem moralisch zu beurteilen und auf eine künftige bessere Form hin zu diskutieren (darauf zielt die Futurologie), sondern man muss erst verstehen, warum es in der Vergangenheit wie konstruiert wurde und über welche Stationen und warum es an dem Punkt angekommen ist, den wir jetzt vorfinden. Eben deshalb sei die Archäologie der Weg zum Verstehen der Gegenwart.

Dieser Schlüsselbegriff verweist gleichzeitig – und nur so kann man ihn in seiner ganzen Tragweite verstehen – auf Agambens philosophische Auseinandersetzung mit Foucault, Benjamin und anderen Geschichtstheorien und -theoretiker. Agambens dabei angewandte Technik, sich mit den Theorien der anderen auseinanderzusetzen und

¹Zitat Original: „[...] che forse oggi è l’archeologia, non la futurologia, la sola via di accesso al presente.“ Giorgio Agamben zitiert nach Cesare Cunaccia: Past Regained, in: Vogue Italia, Supplemento al numero 739 (3/2012), S. 131.

²Vgl. Giorgio Agamben, Se la feroce religione del denaro divora il futuro. <<http://ricerca.repubblica.it/repubblica/archivio/repubblica/2012/02/16/se-la-feroce-religione-del-denaro-divora.html>> (04.06.2012).

dabei ein eigenes weiterdenkendes Verständnis, eine neue Theorie zu entwickeln, ist klassisch, wenn auch heute seltener geübt (und vielleicht deshalb bei manchen Kritikern auf Ablehnung stoßend). Er legt dabei Gedankengänge seiner Diskurspartner frei und führt sie mit seinen weiter, so wie das auch Mieke Bal in „Kulturanalyse“ praktiziert.³ Beispielhaft hat er das im Band „Signatura rerum“ durchgeführt und hier finden wir auch die Diskussion über den Begriff der Archäologie, der im obigen Zitat etwas unterbestimmt bleibt und sich erst mit Kenntnis anderer Texte Agambens erhellt bzw. mit Kenntnis seiner Gedankenoperationen in seiner Bedeutung zeigt.⁴ Die Faszination für den Begriff (nicht das Fach) Archäologie kennt man prominent aus dem Werk Foucaults und, worauf Agamben hinweist, eigentlich schon von Kant, der eine philosophische Archäologie im Sinne einer Metaphilosophie entwarf.⁵ Agamben bearbeitet den Begriff mit der Frage, ob es einen „Ursprung“ aller Verhältnisse gibt und ob uns die Beschäftigung mit Geschichte dorthin bringen kann. Die Wortbestandteile legen ja auch nahe, dass hier Anfang und Deutung zusammenkommen sollen. Agamben beantwortet die Frage nach der „Archä“ aber anders. Archäologie ist hier ein Zurück an den Punkt, wo das entsteht, was jetzt wichtig ist und was wir dadurch verstehen werden. Dabei ist das Vergangene gleichzeitig das, „was gewesen ist“ und das, was „gewesen sein wird.“⁶ Geschichte findet nicht nur in der Vergangenheit statt, sondern wird in der Rekonstruktion, die von der Gegenwart angeleitet wird, erst konstruiert. „Wir können diese Praxis – der es, ganz gleich, um welche historische Forschung es sich dabei im einzelnen handelt, nicht um einen Ursprung, sondern um die Entstehung eines Phänomens geht und die sich darum stets von neuem mit den Quellen und der Überlieferung auseinandersetzen muß – provisorisch ‚Archäologie‘ nennen.“⁷ Also keine Suche nach einem Ur-Zustand, sondern

³Mieke Bal, Kulturanalyse, Frankfurt am Main 2002.

⁴Giorgio Agamben, Signatura rerum. Zur Methode, Frankfurt am Main 2009.

⁵Vgl. ebd., S. 101f.

⁶Ebd., S. 132.

⁷Ebd., S.111.

nach einer /den Wegmarken – und das auch immer wieder neu. Gleichzeitig ist es eine Suche nach den verdeckten Quellen, also den durch die Tradition, den Diskurs, die Macht verdeckten Zusammenhängen. „Sich mit der Überlieferung auseinandersetzen kann sie [Anm.: die Archäologie] nur, indem sie die Paradigmen, Techniken und Praktiken dekonstruiert, durch welche die Überlieferung die Formen der Wiedergabe regelt, den Quellenzugang konditioniert und in letzter Analyse das Statut des erkennenden Subjekts selbst bestimmt. Die *Entstehung* ist also hier mit einem Wort zugleich objektiv und subjektiv oder vielmehr liegt in einer Schwellenzone der Unentscheidbarkeit zwischen dem Objektiven und dem Subjektiven.“⁸

Damit sind wir bei der Epistemologie angelangt. Der Frage nach dem Was und Wie des Erkennens bzw. Wissens der historischen Forschung. Das meint ja auch der Untertitel „Zur Methode“ des Bandes „Signatura rerum“, nämlich die Reflexion über die Bedingungen der Möglichkeit der Forschung, der Erkenntnis, des Wissens über Geschichte. Man kann sich fragen, ob das komplizierte Denken Agambens, das *Cunaccia* ja schon ein „conchetto complesso“ nennt, wirklich hilfreich ist oder natürlich auch, ob ich es richtig verstanden habe. Ich habe es als Anregung genommen – ich werde auch im Folgenden gelegentlich darauf zurückkommen – und als klassische Methode, um das eigene Denken zu schärfen. Im Grunde bin ich wieder da angekommen, wo ich in meinen Überlegungen schon vorher einmal war: bei der Reflexion über eine (spezifische?) Epistemologie historischer Ethnografie, die ich an diesem Punkt in die zur historischen Anthropologie überführen will bzw. beide in eine historische Epistemologie einordnen will, die nach der Geschichtlichkeit der Erkenntnis und nach den Bedingungen der Erkenntnis des Geschichtlichen fragt.⁹ Gemeinsam mit Gesa Inge Dahl habe ich vor einiger Zeit auf der

⁸Ebd., S. 111f.

⁹Vgl. Lioba Keller-Drescher, Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit – Zur (Re-)Konstruktion von Wissensordnungen, in: Andreas Hartmann / Silke Meyer / Ruth-E. Mohrmann (Hrsg.), Historizität. Vom Umgang mit Geschichte, Münster 2007, S. 57-68.

Grundlage unsere eigenen Forschungserfahrungen über die Epistemologie archivgestützter historischer Ethnografie nachgedacht und mich dabei mit Kernproblemen der historischen Kulturanalyse befasst.¹⁰ Mit der Überschrift „Fragment und Ereignis“ möchte ich daraus einiges übernehmen und weiterführen.

„Etwas hat überlebt“ – Fragment und Ereignis

Geschichtsphilosophie neuerer Art ist immer auch Erkenntnistheorie, das unterscheidet sie von der älteren, sie fragt nicht nur nach dem Ziel und der Struktur der Geschichte, sondern nach den Bedingungen der Möglichkeit historischer Erkenntnis und lotet deren Grenzen aus. Dazu gehört, sich über die Seinsform der Vergangenheit, die Möglichkeit der Zugänge zu ihr, die epistemologischen Voraussetzungen und den „Raum“, in dem Wissen darüber zustande kommt, Gedanken zu machen. Systematisch gedacht und an oben anknüpfend müsste daher über die Beziehungen von Objekt, Subjekt und über das, was oben „Schwellenzone“ genannt wird, nachgedacht werden. Das Wissen-Schaffen muss also vom Objekt und vom Subjekt her gedacht werden, oder anders formuliert, vom Vorfindlichen und vom forschenden Subjekt her.

Dass wir die Vergangenheit nicht gänzlich zu „Geschichte“ machen können, wissen wir. Die Vergangenheit überliefert sich uns fragmentarisch, und das in mehrfacher Hinsicht. Etwas hat überlebt, nicht alles, aber was und warum? In Michael Crichtons Wissenschaftsromanen von Überleben und Wiederbeleben der Naturgeschichte der Urzeitbewesen, dessen deutscher Untertitel hier zitiert wird, wird durchgespielt, was passiert, wenn man aus der Vergangenheit Gegenwart macht, ohne deren Bedingungen zu bedenken.¹¹ Dennoch muss die Vergangenheit keine gänzlich „verlorene Welt“ sein. Auch wenn der Impuls zur Erforschung aus den Fragen der Gegenwart kommt, so kann man annehmen, dass es auch einen Impuls durch die Reste

¹⁰Gesa Ingendahl / Lioba Keller-Drescher, Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 106 (2010), S. 243-265.

¹¹Michael Crichton, Vergessene Welt (Etwas hat überlebt), München 1996.

gibt. Wenn also etwas überlebt hat – warum hat es überlebt? Wie ist das Verhältnis von Zufall und Überlebenschancen?

Seit Foucault (vielleicht auch seit Darwin) wissen wir, dass die Regeln der Sagbarkeit die Überlieferung präfigurieren. Das Forschungssetting als solches, die Fragen, die wir an das historische Material stellen und das, was wir zu ihrer Beantwortung zum Beispiel an Archivalien auswählen oder vorgelegt bekommen, führen zu einer weiteren Auslese. Diese Bedingungen des möglichen Wissens muss man konstatieren, um die Quellen adäquat ausschöpfen zu können und auch an die im Sinne Agambens „verborgenen“ zu gelangen. Dafür müssen zugleich Strategien entworfen werden, um die Fragmente aufgrund ihrer „Spurhaftigkeit“ (Ricoeur) als (Bruch-)Teile eines Ganzen zu nehmen.¹² Das Ideal der vollständigen Rekonstruktion – wie es wirklich war – haben wir als nicht erreichbar erkannt, aber haben wir es wirklich abgelegt? Es sollte Teil einer reflektierten Wissenschaft sein, sich gelegentlich darüber Rechenschaft abzulegen, welche Zielvorstellungen unsere historischen Forschungen anleiten. Insbesondere auch in einer disziplinübergreifenden historischen Anthropologie, die gleichwohl von disziplinär ausgebildeten Wissenschaftler/innen betrieben wird.

Zur Epistemologie historischer Forschung gehört jedoch nicht nur die Bestimmung des Status der Vergangenheit als Fragment, sondern auch die Beleuchtung des Wissen-Schaffens unter den Bedingungen des Fragmentarischen, der spurhaften Überlieferung und unter den Bedingungen der Gegenwart, aus der heraus wir unsere Fragen formulieren. Mit der Überschrift über dieses Kapitel ist schon angedeutet, wie in Anlehnung an aktuelle Wissenschaftstheorie die Wissensproduktion aufgefasst werden kann: als „Ereignis“. Das entspricht meiner Auffassung nach dem, was oben mit „Schwellenraum“ angedeutet wurde. Das soll dasjenige Geschehen spezifizieren, in dem aus Wissenschaftler/innen, Forschungsinteressen und Vorfindlichem neues Wissen entsteht, erzeugt wird. Es ist vor allem das Verdienst von Bru-

¹²Paul Ricoeur, Archiv, Dokument, Spur, in: Knut Ebeling / Stephan Günzel (Hrsg.), Archivologie. Theorien des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten, Berlin 2009, S. 123-137.

no Latour, diese Vorgänge aus der Black Box der Erkenntnistheorie herausgeholt und in ein Beschreibungsmodell gebracht zu haben.¹³ Wissenschaftliche Erkenntnis kann demnach als ein prozesshaftes Geschehen verstanden werden, das unterschiedliche miteinander verkettete Elemente hat. Den nicht menschlichen Beteiligten wird dabei eine ebenso aktivistische Rolle zugewiesen wie den menschlichen Akteuren, also Subjekte und Objekte in einen Austausch gebracht. Die Objekte regen Forschung an, sie bieten Informationen und sie sind Wissensaggregate, die sich nach Latour (in Anlehnung an Whitehead) in einem Zustand der Proposition befinden, also Vorschlag, Angebot und Möglichkeit sind, die durch den Forschungsprozess, mithilfe der Wissenschaftler/innen angeregt werden. Erst im Zusammenspiel der Beteiligten, unter fortwährender Zusammenarbeit, ereignet sich der Erkenntnisgewinn. „Ereignis“ ist dann das durch alle Beteiligten angeregte Geschehen, das mehr ist als das, was vorher da war. Im Sich-Ereignen wird ein Überschuss erzeugt, ein Wissen kommt zustande, das so vorher nicht da war. Das entspricht dem, was an anderer Stelle als „Geschichte, die gewesen sein wird“ beschrieben wird. Man muss Latour nicht in allem folgen, kann aber einigen Gewinn für eine ethnografisch geschulte historische Kulturanalyse aus seinen Darstellungen ziehen. Das hieße dann, das Material als Gegenüber der Forschung zu begreifen, das es nicht einfach zu lesen gilt, sondern das zur Geltung gebracht werden muss und dessen Widerständigkeit und Unzugänglichkeit ebenso Teil der Analyse sein sollte.¹⁴ Nicht um dessen Sichtweise als Abbild der Wirklichkeit zu nehmen, sondern um es dicht zu beschreiben, in seinen Bedingungen zu verstehen und zu interpretieren.

¹³Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt am Main 2000.

¹⁴Vgl. weiterführend Gudrun M. König, *Das Veto der Dinge: Zur Analyse materieller Kultur*, in: Karin Priem / Gudrun M. König / Rita Casale (Hrsg.), *Die Materialität der Erziehung. Zur Kultur- und Sozialgeschichte pädagogischer Objekte*. Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft, Juni 2012.

„Untersuchungen am Menschen oder an vom Menschen entnommenem Material“

Wer je einen DFG-Antrag geschrieben hat, kennt die von Geisteswissenschaftlern gewöhnlich nicht auszufüllende Rubrik „Untersuchungen am Menschen oder an vom Menschen entnommenem Material“. Damit wird die Beachtung und Einhaltung ethischer und rechtlich kodifizierter Standards bei der Forschung eingefordert bzw. deren Einhaltung zu einer planmäßigen Darstellung gebracht. Einerseits ist man froh, dass das jetzt nicht auch noch bearbeitet werden muss, andererseits fühlt man sich auch zurückgesetzt. Wir arbeiten doch auch mit Menschen und mit menschlichem Material! Nicht im wörtlichen Sinne – die historische Anthropologie ist im besten Falle als eine naturwissenschaftlich informierte zu bezeichnen, weil sie, wie Christoph Wulf darlegt, eine historisch-kulturelle Anthropologie ist.¹⁵ Das menschliche Material ist also eher nicht unmittelbar leibhaftig körperlich, sondern mittelbar. Das historische Material, das wir bearbeiten, ist aber in der Regel von Menschen erzeugtes, zurückgelassenes, deponiertes, gesammeltes und wir untersuchen damit Menschen, ihre Kultur, ihr Verhältnis zur Welt, ihre Absichten, ihre Handlungen, ihre somatischen Verhältnisse, ihre Gefühle, ihre Strategien und vieles mehr. Wir entnehmen also nicht im DFG-wörtlichen Sinn das menschliche Material, untersuchen nicht an Menschen, sondern von Menschen hinterlassenes Material.

Damit rückt in das Nachdenken nochmals auch die Frage nach der Seinsform der Vergangenheit. Soweit man nicht nur in der sogenannten Zeitgeschichte forscht, kann man davon ausgehen, dass es keine Zeitzeugen gibt, dann hat man es streng genommen nur noch mit Toten und Totem zu tun. Das Vorfindliche der Vergangenheit, an dem wir Geschichte gewinnen können, ist mit dem Status von Dingen vergleichbar. Also ist sie kein Was, sondern ein Dass, also etwas Gegebenes, das durch Forschung nicht gänzlich ergründet werden kann,

¹⁵Vgl. Christoph Wulf, *Anthropologie. Geschichte, Kultur, Philosophie*. Aktualisierte Neuausgabe, Köln 2009, S. 143ff.

das aber gleichzeitig in vielfacher Form auf unsere Vorstellung von Geschichte und auf ihre Erforschung Einfluss nehmen kann.

Es schließen sich daher die Fragen an: Wie viel Lebendigkeit dürfen wir dem Material zugestehen? Was lässt sich zur Materialität der Vergangenheit bzw. zu den materialen Effekten in der historischen Forschung sagen? Folgt man dem Modell der Forschung als „Ereignis“, in dem Objekt und Subjekt des Erkenntnisprozesses in einen Austausch gelangen, den man als Schwellenraum, Denkraum oder auch Transaktionsraum bezeichnen kann, in dem neues Wissen erzeugt wird, so muss wie oben ausgeführt allen Beteiligten an der Forschung hohe Aufmerksamkeit zuteilwerden und nach ihrem jeweiligen Anteil am Wissen-Schaffen gefragt werden. Der Ereignischarakter wird besonders deutlich, wenn Überraschungen, Nichterwartetes und vor allem die Spuren historischer Menschen und deren Wirklichkeiten im Forschungsmaterial deutlich werden und wie in gegenwartsnaher Forschung aktiven Einfluss auf den Forschungsprozess nehmen.¹⁶

Auf das Anregungspotenzial und die Verlaufsform der Forschungs- und Wissensdinge hat Hans-Jörg Rheinberger in seinem Konzept der epistemischen Dinge, den Dingen an denen und mit denen Wissen gewonnen werden kann, hingewiesen. Dadurch, dass epistemische Dinge eine Verlaufsform haben, ist ihnen eine Geschichtlichkeit inhärent. Eine Geschichtlichkeit, die sich auf den Verlauf der Forschung bezieht, der hier als performativ, als Ereignis zwischen Ding und Forscher/in im oben genannten Sinn gekennzeichnet werden kann. Auf den Bereich der Forschung mit historischen Gegenständen angewendet, ergibt sich daraus eine doppelte Geschichtlichkeit. Die historischen Dinge, in meinem Fall zum Beispiel historische Kleidung, Mustersammlungen, Archivalien, Bilder, verändern sich im Laufe der Forschung einerseits, sie sind am Ende anders als sie am Anfang waren, sie haben Forschung

¹⁶Ich habe mich der Forschung an und mit Dingen und ihren epistemischen Bedingungen schon einmal ausführlich befasst und stütze mich zum Teil auf Lioba Keller-Drescher, *Das Versprechen der Dinge. Aspekte einer kulturwissenschaftlichen Epistemologie*, in: Regula Rapp (Hrsg.), *Verhandlungen mit (Musik-)Geschichte*. Basler Jahrbuch für Historische Musikpraxis 32 (2008), Winterthur 2010, S. 235-247.

angeregt, mit ihnen konnte Wissen generiert werden, das vorher nicht vorhanden war. Sie sind aber auch der Veränderung unterworfen, die sich daraus ergibt, dass sich nach ihrer eigentlichen Zeit, ihrer ursprünglichen historischen Situiertheit, Entwicklungen stattfanden, die sie im Nachhinein verändern. Dies ist eine paradoxe Geschichtlichkeit, die sich der herkömmlichen Ansicht über einen linearen Verlauf von Geschichte widersetzt. Mieke Bal nennt das *prepousterous* (widersinnige Geschichte)¹⁷, Rheinberger mit Bezug auf Georg Kubler, T.S. Eliot und Derrida nennen es *rekurrierende Epistemologie* oder *Historialität*.¹⁸ Die Geschichte verändert sich also nicht nur, indem sie sich linear nach vorne auf der Zeitachse entwickelt, sondern auch das, was vorher war, verändert sich durch das Nachfolgende. Was sind die Konsequenzen? Die Bedeutsamkeit eines Dings (und erweitert gedacht als Sachverhalt) erläutert sich nicht allein durch die Erforschung einer ursprünglichen Intention, aus der heraus es entstanden ist – diese Klärung kann nur ein erster Schritt sein, um es zu verstehen.¹⁹ Die Rekontextualisierung, der Versuch der Wiedereinbettung in das historische Umfeld, kann zu einer weiteren Klärung beitragen. Die Fragen der anhaltenden Bedeutsamkeit zu untersuchen, ist der abschließende und nicht zu vernachlässigende Schritt: Warum hat etwas noch Relevanz, warum geht von ihm ein Evidenzversprechen aus, warum ist es in einem Untersuchungsfeld von Bedeutung? Diese Relevanz und anhaltende oder wieder einsetzende kulturelle Bedeutung eines Dings oder von Dingensembles (und im übertragenen Sinn von Sachverhalten) muss folglich immer mit beachtet werden. Historische Dinge in der Forschung sind daher immer epistemische Dinge. Denn am Ende ist nichts mehr so, wie es am Ausgangspunkt des Forschungsprozesses war.

Besondere Aufmerksamkeit muss der je spezifischen Materialität der Dinge gewidmet werden, zumal auf die Frage hin, wie sich de-

¹⁷Vgl. Bal, *Kulturanalyse*, S.224-262.

¹⁸Vgl. Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Frankfurt am Main 2006, S. 222-229.

¹⁹Vgl. Bal, *Kulturanalyse*, S. 18f. und Kap. 10, S. 295-334.

ren Wirkung und Bewertung verändert. Das „menschliche Material“ hat ja eine höchst unterschiedlich wirksame Materialität. In Material und Form sind die Botschaften der Vergangenheit als Form der Zeit (Georg Kubler) repräsentiert. In ihnen bringen sich die Machtverhältnisse, in denen die Dinge einmal situiert waren, vielleicht am deutlichsten zum Ausdruck. Sie lenken die Aufmerksamkeit immer noch wirkungsvoll. Denn die machtvolleren Dinge bestimmen durch ihre größere Chance zum Erhalt, ihre gewichtige Position im Diskurs und ihre hohe Anmutungsqualität das Wissen über die Vergangenheit mit und verlängern so deren Machtverhältnisse. Das reicht so weit, dass sie auch das Ansehen der Wissenschaften und Wissenschaftler mitbestimmen, die sich mit ihnen befassen. Daraus ergibt sich auch die Aufforderung, die Strategien und Praktiken der Überlieferungs- und Deutungsakteure in die Reflexion mit einzubeziehen. Das menschliche Material wird schließlich meist zielgerichtet hinterlassen, mit der Absicht, die Memoria zu lenken. Hier wäre auch eine Fragestellung anzubringen, die schon bei Agamben implizit ist, nämlich die nach den Veränderungen in den historischen Bezügllichkeiten: wie sich die Bearbeitungen der Vergangenheit verändern, wie sich die jeweiligen Geschichtsauffassungen verändern und an welche Wegmarke die Archäologie der Gegenwart gelangen muss. Hier treffen wir uns wieder mit der Modeforschung, die es ja auch nicht bei der Feststellung belässt, welche Muster, Schnitte und Farben einen historischen Bezug haben, sondern nach den Wissensressourcen, den Verlaufsformen und Zwischenstationen, den Begründungen und nicht zuletzt nach den Kreativen fragt.

Schlussplädoyer

Ausgehend von der Frage, wodurch historische Forschung angeregt und worauf sie zielen kann, wurden Fragen nach der Epistemologie historischer Anthropologie gestellt im Sinne der Klärung von Bedingungen und Grenzen ihrer Möglichkeit – mehr Fragen als Antworten. Ich habe das Augenmerk auf die Verfasstheit von Geschichte und die Akteure der Verfassung gelegt, weniger auf die, die in der Geschichte

wirken als auf die, die aus Vergangenheit Geschichte machen und auf die, die daraus eine Metageschichte ableiten, zum Beispiel Sie und ich. Auch das kann und sollte ein Erkenntnisgewinn für eine Wissenschaftsrichtung sein, deren Erkenntnisziele in ihrer hybriden Konstellation nicht klar zu konturieren sind. Christoph Wulf hat in seiner grundlegenden Konzeption historisch-kultureller Anthropologie argumentiert, dass sie keine Fachrichtung, sondern ein disziplinenübergreifendes Arbeitsgebiet ist.²⁰ Daher muss keinem bestimmten Methodenkanon gefolgt werden und die Forschungsgebiete können sich weiterentwickeln. Gerade diese Offenheit hält das un-disziplinäre „Fach“ aktuell. Basierend auf dem mikroanalytischen Konzept, das immer schon die Erforschung von Praxis als der Handlungsseite des Alltags beinhaltet, sollte der Alltagsbegriff ausgeweitet auch auf die Erforschung der wissenschaftlichen oder wissenschaftsförmigen Praktiken angewendet werden. Ich möchte daher dafür plädieren, verstärkt auch eine historische Wissenschaftsforschung als Wissensanthropologie zu begreifen, insofern als sie nicht nur Ideen und Systeme behandelt, sondern die Handlungen und Verhandlungen der Akteure. Einer so verstandenen historischen Wissensanthropologie geht es weniger um die Wissensinhalte, sondern mehr um „Weisen der Wissenserzeugung“ (frei nach Nelson Goodman) und die damit und durch die Beteiligten am Forschungsprozess erzeugten historischen „Welten“.²¹ Dabei sollen primäre und sekundäre Wissenspraktiken als Wissenshandlungen untersucht und Verlaufsformen, Verbindungen, Ressourcen, Strategien, die Aushandlungen von Bedeutungen und Anerkennung durch und zwischen Akteuren in den Blick genommen werden. Einem hybriden, aber letztlich offenen Konzept, wie es die historische Anthropologie ist, würde so ein bisschen modischer Wind durchaus gut tun, wie es jeder Wissenschaft gut tut, sich in einem steten Erneuerungsprozess zu befinden und die jeweiligen Anregungen aus der Gegenwart zu sichten und in die (historische) Forschung umzusetzen.

²⁰Vgl. Wulf, Anthropologie, S. 353.

²¹Nelson Goodman, Weisen der Welterzeugung, Frankfurt am Main 2001.

Archival Ethnography Reflections on a Lost Note *von Rebecka Lennartsson*

Ma chere seur

Ma chere seur, please be so good as to come to me this evening at 11 o'clock, which I believe to be the most suitable time for you, and bring along sister Maja, who is in the service of Fru Schantz, for this evening I shall receive some honest gentlemen who, as they are not afraid to spend money, will certainly ensure our satisfaction. If you happen to see Dirty Greta, bring her too, the tomrig looks good, je me recomende

Ma chere seur
L. von Plat

The above lines were written in Stockholm in 1747. The man behind the elegant handwriting is Petter Levijn, a clerk at Södermalm *kämnärsrätt* (a subsidiary court). His text is the official transcript of an on-going trial. The original consists of a note given to the court in evidence. The message is addressed to Catharina Thun, the housekeeper of Commissioner Robsulun, and was discovered in the rear courtyard of Robsulun's house.

It is the month of June. Summer Stockholm is verdant and in bloom, refuse heaps are fermenting in the heat, gulls screech and sails flutter. At Södermalm *kämnärsrätt* a trial is underway against Helena Catharina Bohman, the 17-year-old daughter of Master Joiner Anders Bohman and his wife Maria from Hornsgatan on Södermalm. Bohman wants the public prosecutor to teach his unruly daughter a lesson she will not forget. Lately she has been out at all hours of the night. When he has tried to stop her she has 'snapped her fingers at him'. Sometimes the parents feel quite simply threatened by their daughter. Master Bohman has lost control. But the trial, which originally seemed straightforward, almost a family affair, soon reveals itself to be far more complex. Anders Bohman's case against his daughter is only a prelude to a whole series of legal examinations, which will shine the spotlight on many names, places, and events, and reveal various

aspects of Stockholm's organized sex trade.

The case of Helena Bohman is part of my current research project that looks at the trade in sexual services in 18th-century Stockholm, where it forms one of three key scenes.¹ The case is interesting, not least because it confuses me, just as it appears to have confused the *kämnärsrätt* too. Helena Bohman falls outside the conventional frame of reference; her behaviour is hard to understand, from either an 18th-century or a modern perspective. However, in this article, using the discovered note as a starting point, I shall limit myself to discussing the role of the written word when an ethnologist looks at historical material in order to conduct ethnography in the past.² Because I am currently in the middle of my project, this article reflects rather than summarizes methodological possibilities and limitations.

Archival Ethnography

Ethnologists are schooled in ethnographic thinking and ethnographic methods. A subject is subdivided into fields, which are mastered and analysed using interactive observations, field notes, conversations and interviews. Culture, in its anthropological sense, comprises interpretational frameworks and knowledge-related goals: „Ethnography is the interpretation of cultures“³, as the anthropologist James Clifford has pointed out. The term ethnography has the strange tendency to denote both what ethnographers do – the wide spectrum of methods and practices within fieldwork, such as conversation and interview,

¹The other two key scenes are the 'whore ball', which was held in secret at the offices of the Royal Military College at the Royal Palace, and a series of workhouse escapes.

²In two previous articles I have attempted to explain my method by using a model that combines Paul Ricoeur's variations of scale with Roland Barthes' analysis of three levels of meaning, cf. Rebecka Lennartsson, *Etnografiska utfärder i 1700-talets Stockholm*. *Etnologi, historia och metod*, in: *Kulturella perspektiv*, 3 (2010), pp. 1-13; Rebecka Lennartsson, *Notes on 'Not Being There'*. *Ethnographic Excursions in Eighteenth-Century Stockholm*, in: *Ethnologia Europea. Irregular Ethnographies*, 41:1 (2011), pp. 105-116.

³James Clifford, *The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*, London 1988, p. 15. Given that the anthropological concept of culture is itself so ambiguous, questionable and sensitive, I have chosen not to explore the subject any further in the present context.

field-note taking, photography, audio and video recording, and geographical movement – as well as the products of these exercises. We often regard completed ethnography as a text; it can certainly also be a film, exhibition or lecture. Mixing process and representation can lead to a certain confusion of ideas. Yet there is good reason for allowing the concept to denote the entire process of events, from the first tentative steps into a new field to its representation, from the collection of material to analysis. Quite simply there is no clear distinction between ethnography as collection and ethnography as analysis, or between fieldworker and author. The anthropologist Clifford Geertz summarizes the entire intellectual process of ethnography with the concept of *thick description*.⁴ In an essay of the same name he carves out four characteristics that define ethnography as a discipline. First, ethnography is interpretative. Second, it dedicates itself to defining and depicting flows of social discourse as well as, third, aiming to interpret them. A fourth characteristic of ethnography is that it operates on a micro level.⁵ These characteristics are no different for an ethnologist working with historical material. In my experience working methods are often similar too, not least because the method, regardless of field, is based from beginning to end on text in its widest sense, which requires writing in all its various forms.⁶

Trying to get to know 18th-century people and become familiar

⁴Thick description has become a highly popular working method in disciplines where historical perspectives and ethnographic methods combine, such as microhistory, historical anthropology and new cultural history. Not least in German-speaking parts of Europe, historical studies characterized by ethnography have proved successful. Cf. Michaela Fenske, *Micro, Macro, Agency: Historical Ethnography as Cultural Anthropology Practice*, in: *Journal of folklore research*, 44,1 (2007), pp. 67-99, here p. 74; Alf Lüdtke (Ed.), *The History of Everyday Life. Reconstructing Historical Experiences and Ways of Life*, Princeton 1995. Geertz has undeniably contributed to developing and disseminating the concept – yet originally he adopted the idea from the British philosopher Gilbert Ryle.

⁵Cf. Clifford Geertz, *The Interpretation of Cultures. Selected Essays* by Clifford Geertz, New York 1973.

⁶Cf. Clifford, *The predicament of culture*, p. 120; Geertz, *The Interpretation of Cultures*, p. 10; Norman K. Denzin, *Interpretive Ethnography. Ethnographic Practices for the 21st century*, Thousand Oaks 1997.

with the cultural pixels of the period has proved challenging. In many ways I was initially disorientated, needing to regain my balance and „find my feet“⁷, as Geertz describes the sensation of finding himself in an unfamiliar field. The language is different – the alphabet itself is not the same as mine. Moreover, the basis of communication, which builds on the understanding of morals and social norms, humour, honour and the rules of life in general, is difficult to comprehend. To train myself to decipher manuscripts and find material, but also to get to know my ‘field’ and gain a deeper understanding of the period and the people that are the subject of my project, I have spent a great deal of time reading criminal court records. The sensation on opening a leather-bound volume and breathing in the dust of centuries puts the reader in a curious frame of mind. Frustration is great when reading takes time and the letters dance before one’s eyes. The desire is to crack the code, to break in, to understand. Satisfaction is all the greater when the letters suddenly fall into place and sentences become intelligible. Eighteenth-century society hits you with its odours and tastes; people take shape in all their decrepitude, suffering, love, sorrow and hate. Reading the records becomes a journey into the everyday life and hardships of the time. They deal with both the great and the small. Half-metre tall volumes of densely written text, full of items struck through and margin notes, are inhabited by runaway maids, slandered wives and defamed market-stall assistants, who co-exist with the corpses of infants found in attics and outhouses, gangs of thieves, violent criminals and murderers. The detail in the material vividly transports the reader down onto the street, into houses and taverns, bringing to life conversations and arguments, family relations, and disagreements between master and servant, between neighbours and with strangers, recounting tales of how people loved, hated and killed. Eighteenth-century *kämnärsrätt* courts are very much social arenas, where deliberations and struggles over the right to interpret actions and events are played out and judged.

⁷Geertz, *The Interpretation of Cultures*, 1973.

Very few cases deal directly with commercial sexuality, the theme of my project. In the 18th century prostitution had yet to assume its modern meaning of the payment of money in return for sexual services. No legal distinction is made between an unmarried woman – or man – who produces a child by a lover, and a woman or man who regularly receives money for fornication with different partners.⁸ Numerous cases deal with the subject indirectly, such as the many examples of *lägersmål* where single mothers are fined or sentenced to the pillory, instances involving maids prosecuted for ‘idleness’, and the countless cases of slander involving men or women accused of being whores, whoremongers or procuresses. Many of these cases are completely unconnected with my project, yet I cannot help becoming engrossed by them, rather like a fieldworker studying a particular quarter of town who sees something interesting going on in an adjoining lane. I am almost tempted to say that this counts as part of the ethnographic method, this openness for tangential trails and unexpected turns. Sometimes it reinforces my sense of estrangement and wonder in relation to 18th-century society, as in the case of the 9-year-old boy who, after being so amused by seeing the jerking legs of a criminal being executed at Nytorget square, hangs himself in the entrance hall of his home. The boy’s parents are prosecuted for burying him in consecrated ground rather than at a gallows hill or in the forest with other suicide victims. Other cases relate alternative histories and give a voice to individuals who otherwise remain silent in the written sources, such as the workhouse inmate who dares to take her inspector to court for beating her with a birch-rod so badly that her unborn baby died in her womb. And in rare cases, a trial turns up in the sources that proves to be a veritable keyhole, allowing a view

⁸According to the Criminal Code of 1734, fornication was illegal. Offences were punishable on a sliding scale from *hor* (if both parties were married to someone else), via *lägersmål* (if neither was married) to *otidigt sängaläge* (if the couple were engaged). Another clause forbade procuring or allowing oneself to be used for fornication at a procurer’s house. Many of the women (I have found no references to men) who would be called prostitutes today were prosecuted for being unable to support themselves legitimately, and were sentenced to the workhouse for ‘idleness’.

right to the heart of the project.

Going Astray

One such case is that of Helena Bohman, her father and the suspected procuress L. von Plat.⁹ Even on its own, the note, the short extract from the court records that begins this article, provides a great deal of information – and prompts numerous questions. It shows, for example, how communication across town was made using written messages, which, by extension, needed someone to deliver them. It is also evident that the note’s author connected men and women who were unknown to one another, made her home available for their meetings, and that money changed hands. The women who were contacted worked as household maids, whereas the men were ‘honest gentlemen’ of means, willing to pay their way. The note suggests that servant women were free to move alone in the city late at night, and that it was presumed they could read. But who was L. von Plat and the other named women? Who delivered the message? And how commonly were similar notes delivered across town?

Similarly, the whole series of records of Helena Bohman’s trial – or, as it turned out, trials – may be broken down into numerous details, which then give rise to questions. The case of Helena Bohman provides hard evidence of how the trade in sexual services worked. We are given the names and addresses of other participating women and procuresses in Stockholm, information on their male customers, and a mass of detail on where, how and under what circumstances transactions took place. Indirectly we learn a great deal about the freedom of movement for a young woman in Stockholm, the mechanisms by which rumours spread, forms of social interaction, notions of honour, neighbour relations and the function of the family. The case provides unique insight into a societal sphere that would hardly be visible other

⁹Lovisa von Plat turns up, for example, in a number of trials. She appears in songs by Carl Michael Bellman as well as in anonymous ‘whore poems’, and is referred to in letters and diaries of the period. Plat’s home is described in the erotic memoirs of Gustaf Hallenstierna, and her silhouette is preserved for posterity in the National Library of Sweden in Stockholm.

than via obscene or romantic fiction. Of no less interest, of course, is that fact that these situations and environments are described by a young woman who took an active role herself. During the trial it is Helena Bohman's version of reality that is quoted and referred to. But many others get to speak too: several witnesses, court officials, the public prosecutor, Helena's father – and soon Lovisa von Plat herself, who has the misfortune to be passing the courtroom window just as Helena Bohman is giving evidence about Lovisa's procuring. Lovisa von Plat is brought in. She denies emphatically, despite admitting that she does know Helena Bohman. Plat, or Helena Fahlberg as she sometimes calls herself, is however, one of the most renowned procuresses in Stockholm. She appears in many other written sources.¹⁰ Bohman and Plat met for the first time at a tavern ball in the city. According to Plat, Bohman asked her help to find a job. Helena Bohman, on the other hand, describes in detail how Plat, over a period of months, has arranged for her to see one man after another, from market-stall assistants to barons. Plat has taken care of the men's money, for which Bohman says she cares little.

The material largely far exceeds my expectations in terms of its detail and closeness to individuals. I feel I have to some degree come to know the people who drift in and out of the material. I can follow them between the sources as they weave a geographic and social pattern across town. To structure my work I list the names of individuals and places I come across in the sources, noting what I know about them. These can be used to search further in other volumes of archived experiences. Every new collection of dusty, straggling, difficult-to-interpret records challenges me with its hidden secrets. What will I miss if I only use the index, or if I skip a year?

During 'fieldwork' I keep a 'field diary'. Here I record the fragments of vanished lives I come face to face with in the archive: references from court cases, quotations from confessions and witness

¹⁰I first came across Helena Bohman in Mila Hallman's book *Målare och urmakare, flickor och lösdrivare* (1916). I have subsequently encountered her many times in the court records.

statements, sometimes the whole trial itself. It becomes a way of both collecting and processing material, grasping and recording it. I lose people and find them again, imagine I see a pattern only for the solution to disappear from view. More often than not follow-ups and conclusions are absent; the material includes frustrating hiatuses, interruptions and tantalizing fragments. Sometimes records are no more than illegible scribble. At other times interpretation founders on my ignorance of a concept, word, sentence or association. This is strongly reminiscent of how Geertz compares ethnography to reading complex manuscripts: „foreign, faded, full of ellipses, incoherencies, suspicious emendations, and tendentious commentaries“.¹¹

Nevertheless, I visualize this stage as trying to cultivate what I have called the *narrative level* of the analysis: what does the material say? I try to present myself with an account of the information the sources provide, what I can claim to know thus far. Looking at my notes, I realize I am of course interpreting even at this stage: I am analysing, mixing in theories and thoughts about the state of things – although as yet at only a very basic level. My field notes are thus a mess, filled with meta-commentaries, disconnected thoughts and incomplete theoretical associations. And despite possessing a fantastic, detailed material that in many ways approaches the individuals themselves, including life stories, events and phenomena that would sufficiently fill the book I wish to write, during the course of my work I have sometimes felt the frustration of never really managing to rise above street level. I continually risk losing myself in the material, going astray in the lanes. Was does it all really mean? How am I to understand it?

Archive Fever

Experience has always been an effective guarantee of ethnographic authority.¹² To have been on site in person witnessing, hearing and seeing provides an obvious interpretational advantage. This can, in turn, lead to the ethnographic ballast that the French philosopher Jacques

¹¹Geertz, 1973, p. 10.

¹²Cf. Clifford, *The Predicament of Culture*, p. 120.

Derrida calls 'archive fever': a desire to find the origin, the point at which experience and its impression remain intact and where the question of representation is unproblematic.¹³ Immanent in the discipline of ethnography is the aim to produce a body of archive material, to reproduce a true version of the reality being studied. Ethnography thus connects with modern power as described by Michel Foucault, manifested in the aim of an archive to collect, categorize, preserve, classify and thereby control the world.

In this respect archival ethnography differs from the ethnographic study of the modern world. Scholars of history do not create their own material. At the same time as a consciousness of the relationship between power, politics, epistemology and representation has become established in the cultural sciences following the cultural turn, the possibility to freeze a piece of reality in textual form has, however, lost its legitimacy. Being present is no longer any guarantee of a less distorted or truer image of reality.¹⁴ What an ethnographer notes down is a never social discourse in its 'raw form', but instead only small parts of what the informants can communicate.¹⁵ Ethnography is always interpretation, regardless of field.

However, the danger remains of what Derrida calls the seduction of the archive, in simple terms the enticing assumption that an archive's contents reflect lost realities.¹⁶ The allure is powerful. I could make life easy for myself by presenting an objective, fully referenced account of the trials of Helena Bohman. For many this would probably qualify as a more genuine form of scholarship: a survey, a thorough account of the state of things. But the court records comprise no simple, objective reflection of reality, in the same way that no other form of archive does. According to Derrida, archives are in effect just like institutions, largely

¹³Cf. Jacques Derrida, *Archive Fever. A Freudian Impression*, Chicago 1996. Axel, Brian Keith, *From the Margins: Historical Anthropology and Its Futures*, Duke 2002.

¹⁴Cf. N. K. Denzin, *Interpretive Ethnography. Ethnographic Practices for the 21st Century*. Thousand Oaks, CA 1997.

¹⁵Cf. Clifford Geertz, 1973, p. 20.

¹⁶Cf. Derrida, *Archive Fever*.

mixed up with surveillance and power, their contents permeated by the panoptic principals of modern power.¹⁷ But using archive material does not necessarily mean working with its categorical constructs or reinforcing any of its inherent political functions and power. Quite the opposite, I would claim that the work of an ethnologist of the past involves questioning and destabilizing truths that have been established in archive material. Thus, my interest in Helena Bohman's testimony is, of course, different to that of the court. Whereas the public prosecutor leading the hearing aims to determine the crimes of Helena Bohman and Lovisa von Plat, to ascertain the truth, I am more interested in the conditions and perspectives of the various voices.

This leads me to the second level of my analysis, which I have called the *communicational level*. The trial records, multifaceted by nature, are interesting both in terms of the events they portray and examine, and the event of which they themselves form a part. Thus, the trial records are interesting with regard to the situation that produced them, in other words the trial itself and the interplay of voices and wills that the records reproduce. For the records to fulfil their potential as a keyhole on history, I must know more about the situational context. What relationships and discourses do the dialogues reflect? What does the interaction between court officials and defendants tell us about the societal conditions for commercial sexuality in the 18th century? What conclusions can we draw? To briefly return to the note that begins the article, it is used in evidence against Lovisa von Plat who is accused of procuring. The court finds Helena Bohman's thorough account of Plat's trade, with Bohman herself and other girls, credible. But when Lovisa von Plat, having looked at the note herself, supplies a handwriting sample for comparison, the court finds that she cannot be its author. Why is this? Does the court have some reason to protect Plat? What is the nature of her relationship to the public prosecutor, or to Helena Bohman? And who handed the note to the court?

Witnesses are questioned in turn, and Lovisa von Plat personally

¹⁷Cf. *ibid.*

delivers her defence speech. Evidence in the form of letters and others forms of written communication are sometimes read out, and thereby enter the court record. Some of the originals survive in a special folder for appendices. Witness testimonies and the presentation of reports are directed by the public prosecutor and transcribed by the recording clerk. This clerk decides the nature and content of the records, which reproduce his language and his interpretation of what was said. Antipathies and loyalties sometimes shine through. Occasionally one suspects the clerk to be tired or irritated. Nevertheless, the court records are very much dialogical in the sense that they accommodate conflicting perspectives and several voices.¹⁸ In fact some sections comprise a dialogue. Throughout long passages the clerk transcribes the ebb and flow of conversation, as defendants and plaintiffs, witnesses and court officials appear to engage in relatively free discussion. All parties interject at one time or another in order to have their say.

My 'field notes', gradually expanding with reflections on how the sources were created, begin to take the form of a thick description. But they are still a jumble, an unstructured collection of thoughts, observations, quotations and testimonies. The need to rise above street level, away from the myopic, detailed studies of the micro perspective, is starting to feel acute. How can I obtain a general view and observe from a distance? Is it possible, or even desirable?

Variations in Scale

The philosopher of history Paul Ricoeur in *Memory, History, Forgetting* (2005)¹⁹ describes the importance for scholars of history to operate at various levels in their material and analysis. He likens history to a map, where separate scales allow the researcher to discover different things. The ethnographic micro perspective must be placed in a broader context than the situational perspective. Only when the dialogical court records are set alongside the cultural and societal context of

¹⁸Cf. Inger Lövkrona, Annika Larsdotter, barnamörderska. Kön, makt och sexualitet i 1700-talets Sverige, Lund 1999.

¹⁹Cf. Paul Ricoeur, *Memory, History, Forgetting*, Chicago 2004.

which they are a part, can they divulge the relationship between the individual and the cluster of ideas, ideals, and truths that we call culture. One characteristic of ethnography's way of thinking is that contextualization springs from lived life, from interpreted and transcribed experience. For me this corresponds with my attempts to structure and thematize the material in the current phase of my research project. This does not mean that I have not previously searched for clues in the manner of Carlo Ginzburg: the apparently small and insignificant details which can, in fact, point to fundamental and significant features of a given culture.²⁰ The research process, as many have pointed out, is not some crystal clear course of events from inception to representation. Only after spending some time in the intended context of study do repetitions and concentrations in the material become apparent. Returning to the found note as an example, how should we interpret the odd combination of the dignified, albeit misspelled French and the quite crude form of address in the communication? What should we make of the other, similar meetings that have been arranged in people's homes? Has the brothel in its 19th-century form yet to be 'invented'? What does the involvement of money mean? How did this influence the court's judgement, or that of friends and neighbours? How did the women concerned look upon their actions? What did they risk? What did they stand to gain? Further questions arise from the situational context: why does Master Bohman come to court to resolve a family problem? What does Helena Bohman mean when she says money holds no interest for her? What is the significance of her background as a daughter of a relatively respectable family? Why do both Plat and Bohman appear to avoid conviction? Do the moral concepts of the court coincide with those of the general public? And how do we explain that a craftsman's daughter, accused of and admitting to carnal relations with a number of unknown men, marries a nobleman only a couple of years later?

²⁰Cf. Carlo Ginzburg, *Ledtrådar. Essäer om konst, förbjuden kunskap och dold historia* Häften för kritiska studier 1989.

Questions of this kind would not arise where a body of information, or the perspective on it, began and remained at the large end of the scale, again with reference to Ricoeur.²¹ If we view the period in terms of its prevailing laws and Christian morals passed down to the people of Stockholm via the catechism and religious teaching, parish catechetical meetings and sermons, the spirit of the age appears immensely rigid. If we instead take case law and the available statistics into account, the situation becomes rather different. It is quite obvious how variables such as gender and social background influence judicial decisions. Lower-class women are clearly overrepresented in *lägersmål* cases, where the man identified as the father is surprisingly often a seaman, usually one who has sailed away to an unknown port. Starting instead at an ethnographic, individual level, and closely reading specific cases, an even more complex situation emerges. Here we find the women, men and events that have come to the interest of the authorities, but which nevertheless seem to slip through the net of regulatory discourse and practice. Here we discover the women neighbours have never seen the departed seaman, but have seen the man of the house dragging his foster daughter to taverns and balls across town, and who in front of his maid has quite openly knocked the girl sprawling against the bench in the hall.

The ability of the small-scale perspective to identify flaws, contradictions and cultural diversities is, in my opinion, one of the main advantages of the ethnographic method of attack. Yet to find explanations to questions that arise, a wider context is needed. According to Geertz, one fundamental methodological problem for ethnography is, working from the collection of miniatures that the method produces, to formulate interpretations and theories that encompass nations, epochs or continents.²² The thick descriptions produced are not 'the world in a teacup', and one cannot claim that 'the small' is a simple reflection of 'the large'. Nevertheless, the goal is to draw comprehensive conclu-

²¹Cf. Ricoeur, *Memory, history, forgetting*.

²²Cf. Geertz, *The Interpretation of Cultures*.

sions from the fragments that make up thick descriptions. Using tools provided by existing theories, together with contextualization from individual-level detail, which is then followed to different variations of scale, I hope to shed new light on the relationship between legislation, societal norms and the order of power on the one hand, and the role of the individual on the other. Helena Bohman's choices, opportunities and limitations must be seen in relation to concepts of femininity and sexuality, Church teaching, how the law was applied in practice, and the reactions of neighbours, friends, relations and strangers. The aim of the project stretches beyond narrating a number of events and fates from a lost reality. It extends to trying to formulate theories to explain how marginalization processes act and endure over time. How do social status, money and gender inter-react with 18th-century notions of the 'whore'? How and why has the specifically female stigma 'whore' survived the centuries, despite massive social, economic and cultural upheaval?

The ethnographic imagination

Ethnography is a narrative discipline. Historical ethnography is no exception. Textualization represents a further degree of distance, another step away from the reality we wish to convey.²³ But if the debate that *Writing Culture* brought about has taught us anything, it is that the distinction between object and representation can never be erased. Representation, regardless of whether it takes the form of a book, film, exhibition or lecture is never just communication, visualization or translation – it is always interpretation. Thus, ethnography in that sense is additionally always fiction, just as history is always fiction.²⁴ In the same way that a painting of street life is not the actual street, a thick description of the same street scene is not real life either.²⁵ However, to reproduce reality can hardly be the goal of a cultural discipline.

²³Cf. Allison James / Jenny Hockey / Andrew Dawson, *After Writing Culture*, London 2004.

²⁴Cf. Geertz, 1973, p. 15; Fenske, *Micro, Macro, Agency*, p. 92.

²⁵Cf. Geertz, 1973, p. 27.

On the contrary, I would claim that analysis and interpretation are the tasks of scholarship, rather than relating as thoroughly and objectively as possible a historical course of events.

During this process, writing is both a tool and a form of representation. Writing continually produces obstacles and poses new questions. How, for example, should I deal with the fact that neither *prostitution* nor *sexuality* are words used in the 18th century? If I use these terms I risk being anachronistic. If I avoid them and use 18th-century expressions instead, the whole text would sound old-fashioned. If I continually point out that the experiences in my writing are not my own, but belong to the 18th century, then the text becomes too cumbersome. The process of writing becomes a balancing act where inclusion and exclusion strongly influence representation.

In the modern classic *Exercises in Style* from 1947, Raymond Queneau shows how a single, everyday event – a man on a bus accuses another passenger of pushing in – can be described in 99 different ways, from 99 different perspectives and in 99 different styles. The event could come straight from the pages of an ethnographer's field diary. These exercises in style are most thought-provoking. Despite giving the impression of following fixed templates, the process of academic writing is no less flexible than that of fiction. Its problems have been discussed at length. Academics have examined the literary devices they use to establish legitimacy: detached language, avoidance of the first person, generalizing claims, referral to unavoidable may seem completely paralyzing. So how can one write archival ethnography? Is there a 'correct way' to present results? Michaela Fenske asks this important question in her essay „Micro, macro, agency“.²⁶ Her answer, as I understand it, is to accept the creative process inherent in writing, and the fact that subjectivity is unavoidable. The power of insight is needed at each stage of the ethnographic process. The sociologist C. Wright Mills coined the term *sociological imagination* to describe the vivid power of awareness that enables the scholar to

²⁶Cf. Fenske, Micro, Macro, Agency.

connect biography and history by linking the experience of the individual with universal structures.²⁷ The ethnographer Paul Willis in *The Ethnographic Imagination* has developed Mills's concept further, adding *everyday culture* as a link between the individual and structures.²⁸ Scholars working to understand how people deal with the reality they inhabit, and how they experience that reality, require the power of imagination, insight and an openness for the unexpected: an ethnographic imagination. To identify or empathize with informants may be seen as an aid to understanding, rather than as an obstacle to objectivity and stringency – even in the mystifying, sometimes frustrating and occasionally intoxicating stages of the ethnographic process that now lie before me.

²⁷Cf. Mills, *The Sociological Imagination*, London 1959.

²⁸Cf. Paul Willis, *The Ethnographic Imagination*. Oxford 2000.

A New Historical Anthropology?

A New Historical Anthropology? A Plea to Take a Fresh Look at Practice Theory von Herman Roodenburg

Is historical anthropology only a German thing? Of course, it is also practiced in Austria and German-speaking Switzerland, but I am fairly certain that few cultural historians outside these three countries would still describe their work as historical anthropology, let alone that they would organize an internet forum on the subject. Indeed, for most of them historical anthropology seems to be something of the past. Like Peter Burke, they may see it as merely a „moment“ in cultural history, roughly the 1970s and 1980s - during which cultural historians had a special affinity with social and cultural anthropology. This moment ended in the late 1980s with the emergence of a „new cultural history“ drawing on a plurality of approaches and disciplines ranging from Mikhail Bakhtin and Michel Foucault to gender studies, cultural studies or media studies.¹ German as well as Austrian and Swiss historians followed suit, speaking of the *neue Kulturgeschichte* or *Kulturgeschichte* in general. Yet they also held on to *historische Anthropologie*, even launching a journal by that name in 1993 and writing several introductions to the field.²

Perhaps cultural history is like *Volkskunde* (an important influence on *historische Anthropologie*) a *Vielnamenfach*. Let us not spend too much energy on such discussions. However, worthy of note (and the subject of my paper) is the renewed interest in anthropology among cultural historians. Historical anthropology seems to be back again under a different guise. Two developments stand out. First, there has been a veritable explosion of historical studies on the senses and the emotions, many of them inspired by anthropological studies on sensory and emotional cultures outside the West. Second, a growing

¹Peter Burke, *What is Cultural History?* Cambridge 2004, pp. 30-48.

²Gert Dressel, *Historische Anthropologie. Eine Einführung*, Wien 1996; Richard van Dülmen, *Historische Anthropologie. Entwicklung, Probleme, Aufgaben*, Köln 2004; Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004.

number of cultural historians, myself included, have become interested in issues of body and mind. Not satisfied with studying a single sense or emotion or studying the senses and the emotions as hardly related to each other, they have turned to Pierre Bourdieu's concept of the habitus or to other anthropologists and social scientists working with similar phenomenological approaches to the body. Like these anthropologists they explore the uses of twentieth-century phenomenology, especially the writings of Maurice Merleau-Ponty. Distancing themselves from the mentalism of the linguistic turn, which so much dominated both the historical anthropology of the 1970s and 1980s and the new cultural history, they prefer to draw on the present phenomenological or corporeal turn. It is this second, emerging development that I would like to outline in this paper. I will focus on the cultural history of images (one of my own fields of interests), more specifically on the viewers' bodily, sensory and emotional response to images.

1. Michael Baxandall

My starting point is Michael Baxandall's well-known study on painting and experience in fifteenth-century Italy, published in 1972. In it Baxandall introduced his notion of the „period eye“, the equipment that a contemporary public brings to complex visual stimulations like pictures. He concentrated on what he ironically summarized as the church-going business man, with a taste for dancing, arguing that the perception, the cognitive skills and ways of seeing, of these well-do-merchants who commissioned the paintings was strongly informed by their everyday experiences, by such routine practices as gauging visually the volumes of barrels as well as their social dancing or their listening to and watching a sermon. Interestingly, Bourdieu admired the period eye. As Allan Langdale, one of Baxandall's pupils, concluded, he may have even „grasped the concept's potential more than anyone else“.³

³Michael Baxandall, *Painting and Experience in Fifteenth Century Italy*, Oxford 1972; Allan Langdale, *Aspects of the Critical Reception and Intellectual History of Baxandall's Concept of the Period Eye*, in: Adrian Rifkin (ed.), *About Michael Baxandall*, Oxford

In fact, until reading Langdale's essay on the critical reception of the period eye, I was unaware of Bourdieu's interest and was fascinated to learn that Baxandall had gained the admiration of both Bourdieu and Clifford Geertz, whose theories of culture differ so completely. Geertz was one of the most prominent advocates of the linguistic turn, construing culture as a plurality of „texts“ we can „read“, while Bourdieu, in developing his own concept of the habitus and thereby drawing on Merleau-Ponty, already anticipated the present corporeal or phenomenological turn.

In the following pages I will compare how both social scientists adopted Baxandall's notion of the period eye, but will focus on Bourdieu's adoption, as I believe that the present phenomenological turn in cultural history may profit considerably from Bourdieu's and Baxandall's central interest in our embodied skills and habits, in the infusion of our bodies with history. Practice theory should play an important role⁴, if only as a corrective to the all too fashionable interest in the neurosciences, in particular the research on our mirror neurons.

2. Clifford Geertz

Let us start with Clifford Geertz, who approved of *Painting and Experience* already in his 1976 essay „Art as a Cultural System“. Leafing through the last pages of the book we understand why. There Baxandall observed: „An old picture is the record of visual activity. One has to learn to read it, just as one has to learn to read a text from a different culture, even when one knows, in a limited sense, the language: both language and pictorial representation are conventional activities“. As he continued, „the pictures become documents as valid as any charter or parish role“.⁵

It is illuminating to compare this final observation with a very

1999, pp. 17-35.

⁴For a similar (and excellent) argument focusing on the cultural history of emotions, see Monique Scheer, *Are Emotions a Kind of Practice (And Is That What Makes Them Have a History?) A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion*, in: *History and Theory* 51 (May 2012), pp. 193-220.

⁵Baxandall, *Painting and Experience*, p. 152.

similar one made a year earlier, in 1975, by Natalie Zemon Davis. She wrote, „as cultural artifacts a journeymen's initiation rite, a village festive organization (...) or a street disturbance could be 'read' as fruitfully as a diary, a political tract, a sermon, or a body of laws“. Or take Robert Darnton, another cultural historian much inspired by Geertz. In his *The Great Cat Massacre*, published in 1984, he noted: „one can read a ritual or a city in the same way just as one can read a folktale or a philosophical text“.⁶ This was the linguistic turn all over. In the 1970s and 1980s many cultural historians and also art and literary historians followed in the same tracks, though unfortunately few cultural historians working on the early modern period also investigated images.

In his essay Geertz devoted some eight pages to the period eye, and praised the book as a whole. As he informs us, „it takes precisely the sort of approach I here am advocating“, and that approach was of course a „semiotic science of art“. He dismisses the view, perhaps found only in the West, that „technical talk about art“ – talking in craft terms such as „harmony“ or „pictorial composition“ – would suffice to understand art. Instead, he wishes to contextualize art, to situate it in the wider context of other „expressions of human purpose“ such as religion, morality, science, commerce, technology, politics, amusements, or law. After all, an artist works with signs that have a place in semiotic systems extending far beyond the craft he practices.⁷ It is also this contextualizing perspective, the wish to study even the most diverse phenomena in terms of each other, which many cultural historians would derive from Geertz. One of them was the critic Stephen Greenblatt who along with the art historian Svetlana Alpers co-chaired the founding board of *Representations*, one of the linguistic turn's most important journals. In the „new historicism“ as advocated

⁶Natalie Zemon Davis, *Society and Culture in Early Modern France*, Stanford (CA) 1975; Robert Darnton, *The Great Cat Massacre and other Episodes in French Cultural History*, New York 1984, pp. 5.

⁷Clifford Geertz, *Art as a Cultural System*, in: idem, *Local Knowledge: Further Essays in Interpretive Anthropology*, New York 1983, pp. 102-109.

by Greenblatt, each literary work should be situated „in relation to other representational practices operative in the culture at a given moment“. Or to quote Alpers, „Art, as Clifford Geertz has shown us, is part and parcel of a cultural system“.⁸

Geertz quoted liberally from *Painting and Experience*. We are informed about the importance of visual skills and habits, both to the painters and their audiences. We read about the merchants' everyday practices of gauging barrels and how this skill enhanced their visual sense of concrete mass, their recognizing of, for instance, cylinders or cones. We also read about dancing, sharpening the merchants' skill at interpreting figure patterns, or their watching the bodily eloquence of preachers, with their „stylized physical expressions of feeling“. Having sketched this complex visual equipment, Baxandall even spoke of Piero della Francesca's „gauged sort of painting“, Fra Angelico's „preached sort of painting“, and Botticelli's „danced sort of painting“ – all examples, according to Geertz, of how painting in fifteenth-century Italy was related to a plurality of semiotic systems extending far beyond itself. But there are two notable omissions in Geertz's account. He did not indicate Baxandall's interest in the workings of the brain, as demonstrated in *Painting and Experience* (and in later publications as well), nor did he mention Baxandall's interest in the actual inculcation of skills, which is certainly the most revealing omission. Baxandall's point that the period eye – involving all of these bodily and sensory skills of gauging, preaching, dancing and, of course, painting – is always inculcated, left him cold, and he failed to notice that Baxandall repeatedly speaks of a „disposition“, developed through such processes of inculcation, „to address visual experience“. However, it was just these features that fascinated Bourdieu, and so let us continue with his interpretation of the period eye.

3. Pierre Bourdieu

⁸Stephen Greenblatt, *Resonance and Wonder*, in: *Bulletin of the American Academy of Arts and Sciences* 43 (1990), 4, p. 20; Svetlana Alpers, *The Art of Describing: Dutch Art in the Seventeenth Century*, Chicago 1983, p. 8.

According to my teachers at the University of Amsterdam – undoubtedly influenced by the Anglo-American reception of Bourdieu as essentially a „conflict theorist“ – habitus was not too interesting a concept. They described it as a more complex equivalent of taste, part of the elite's more implicit arsenal of strategies in social closure.⁹ It was only after re-reading Bourdieu, trying to understand his appreciation of the period eye, that I discovered how strongly his thinking on habitus had been informed by phenomenology, and in particular by Maurice Merleau-Ponty, his most important teacher at the École Normale Supérieure. Underlying his notion of the habitus and his enthusiastic response to the period eye was his teacher's philosophical rehabilitation of the body, of bodily knowing and bodily skills, and his teacher's opening up of philosophy to the historical and the social sciences.¹⁰

To briefly summarize, Bourdieu described the habitus as a system of embodied feelings and thoughts, functioning at every moment as a kind of „scheme“ or „disposition“, a matrix of all our perceptions, appreciations and actions. He stressed the habitus' generative and largely prereflective nature, and drew attention to the central role of early socialization and training. The schemes or dispositions constituting the habitus have been inculcated, even literally „incorporated“, from the very first days of life, thus turning „history“ into „nature“, into bodily automatisms. Of course, musicians, especially jazz pianists, know such automatisms well, their improvisations hinge on such intertwining of body and mind.¹¹ But they were already described by Descartes (who never was the confirmed cartesian that so many twentieth-century philosophers and scientists would make of him). In a letter written in 1640 to his friend Marin Mersenne, he professed his belief that all our

⁹On this reception, see Omar Lizardo, *The Cognitive Origins of Bourdieu's Habitus*, in: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 34 (2004) 4, pp. 376-377.

¹⁰On these important influences, see Jeremy F Lane, *Pierre Bourdieu: A Critical Introduction*, London and Sterling 2000, pp. 102; Marie-Anne Lescouret, *Bourdieu. Vers une économie du bonheur*, Paris 2008, pp. 19-20, 25, 56-57, 136-139, 169-170, 176.

¹¹See for instance the famous study by David Sudnow, both jazz pianist and ethnomethodologist: *Ways of the Hand: The Organization of Improvised Conduct*, Cambridge Ma. 1978.

nerves and muscles serve the memory. He continued, „so that a lute player, for instance, has a part of his memory in his hands; for the ease of bending and positioning his fingers in various ways, which he has acquired by practice, helps him to remember the passages which need these positions when they are played“.¹² In other words, processes of inculcation, of all kinds of skills already instilled from early childhood on, are central to the habitus concept and became even more so in Bourdieu's later, more historically oriented thought. It was also this incorporatory dimension that was emphasized by Bruno Latour. As he noted: „This is why Bourdieu's notion of habitus, once it is freed from its social theory, remains such an excellent concept.“¹³

Bourdieu devoted two essays to the period eye: one in 1981, also quoted by Langdale, and another, relatively unknown one in his *Les Règles de l'Art*, published in 1992.¹⁴ Bourdieu was hardly interested in a semiotic theory of art. On the contrary, right at the start of the latter essay he faulted his earlier musings on artistic perception as being too „intellectualist“, as construing such perception merely as an act of „reading“ or „decoding“, the kind of analysis he deemed typical of the Panofskyan and, especially, the „semiological“ tradition, then at its peak. Bourdieu objected to the one-sidedness, the limitations, of such linguistic approaches. He observed that they overlook the understanding „immediately available to an indigenous contemporary“. They omit the practical schemes and dispositions involved in such understanding, those „which never crop up as such in consciousness“.

In his view, scholars studying the perception of art should always include this native comprehension, which unlike their own understanding has no theory or concept, is largely bodily and prereflective

¹²Quoted in T.J. Reiss, *Denying the Body? Memory and the Dilemmas of History in Descartes*, in: *Journal of the History of Ideas* 57 (1996), pp. 587-607.

¹³Bruno Latour, *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005, pp. 209 n. 280.

¹⁴Pierre Bourdieu / Yvette Dessault, *Pour une sociologie de la perception*, in: *Actes de la Recherche en Sciences Sociales* 40 (1989), pp. 3-9; I used the English translation of *Les règles de l'art: Pierre Bourdieu, The Social Genesis of the Eye*, in: idem, *The Rules of Art*, Cambridge 1996, pp. 313-321.

in nature. This was Baxandall's central and innovative insight according to Bourdieu, close to his own notions of habitus and practice. The schemes of perception and appreciation involved in the merchants' immediate comprehension of art derived from their everyday life, their daily and multisensory experience of the sermon, the dance and the market. As Bourdieu concluded, this aesthetics differed greatly from Kant's and its reconstruction required a „real labour of historical ethnology“.¹⁵

3. Aesthesis

Bourdieu and Geertz, then, took up what they recognized the most from *Painting and Experience*. In the meantime, judging from the book's more recent critical reception, Geertz's semiotic adoption seems to have lost much of its former relevance. For instance, take the art historian Christopher Wood's obituary written in 2008. Looking back at Baxandall's publications, he singled out *Painting and Experience* as the real marvel. He wrote, „Here Baxandall asked the reader, in effect, to occupy the body of the fifteenth-century Florentine patron of altarpieces and frescoes (...)“. He continued: „For the first time the reader was invited to participate in the historically remote everyday by a process of bodily triangulation: We would feel with our bodies, and see with our embodied eyes, what the beholders of Masaccio and Filippo Lippi saw. Baxandall tells us this is strange knowledge that we need to work to acquire, like ethnologists.“¹⁶ Obviously, this is the corporeal and not the linguistic turn (and Wood may have seen Bourdieu's remark on historical ethnology).

Bourdieu, Wood and others who thoroughly examined *Painting and Experience* were undoubtedly right in recognizing some fledgling indications of the present bodily turn. We can indeed only marvel at the richness of the book. It did not only suggest a Geertzian cultural history of images but also, in its notable focus on skills and habits

¹⁵Ibid., pp. 313-316.

¹⁶Christopher Wood, *When Attitudes Became Form: Christopher Wood on Michael Baxandall (1933-2008)*, in: *ArtForum* (January 2009), pp. 43-44.

embodied, an almost phenomenologically oriented history of images, in which sensory and emotional practices already are included. Somewhat surprisingly, Baxandall only spoke of visual practices – those were the social practices „most immediately relevant to the perception of paintings“.¹⁷ But the practices he described were rather instances of intersensory perception, of synaesthesia. In the merchants' command of gauging volume we easily recognize what many anthropologists and other social scientists would now describe as „haptic visuality“. Similarly, when he discusses the relevance of his merchants' dancing experience or their watching the *actio*, the bodily eloquence, of popular preachers, he is actually describing instances of kinesthetic empathy. No less remarkable is Baxandall's sensitivity to the emotional hold of the paintings. As he writes, with their stylized postural and gestural expression of feeling the preachers coached the public in the painters' emotional repertory, and *vice versa*: „fifteenth-century pictorial development happened within fifteenth-century classes of emotional experience“.¹⁸

Bourdieu published his essay in 1992. Since then anthropologists studying images have recovered the idea of a corporeal aesthetics. Like Bourdieu rejecting Kantian aesthetics, with its elevation of the „disinterested“ beholder, they have reverted to the Aristotelian concept of aesthesis, which unlike the Kantian notion holds that the ways we engage with images are always bodily and multisensory.¹⁹ Hence the anthropologist Chris Pinney's suggestion of a „corporethetics“, studying „the sensory embrace of images, the bodily engagement that most people (except Kantians and modernists) have with artworks“. Other social scientists thinking along similar lines suggested the term „so-

¹⁷Baxandall, *Painting and Experience*, p. 109.

¹⁸Baxandall, pp. 55-56, 66.

¹⁹See for instance: Susan Buck-Morss, *Aesthetics and Anaesthetics: Walter Benjamin's Art Works Essay Reconsidered*, in: *October* 77 (1992), pp. 3-41; Birgit Meyer and Jojada Verrips, *Aesthetics*, in: David Morgan (ed.), *Key Words in Religion, Media and Culture*, London 2008, pp. 20-30; David Howes, *Hearing Scents, Tasting Sights: Toward a Cross-Cultural Multimodal Theory of Aesthetics*, in: Francesca Bacci and David Melcher (eds.), *Art and the Senses*, Oxford 2011, pp. 161-182.

maesthetics“ or proposed to speak of a „corporeal eye“, a „corporeal image“ or – as Laura Marks did, drawing on the art historian Alois Riegl – of „haptic visuality“.²⁰ Simultaneously, various art historians, among them David Freedberg, Michael Fried and David Morgan, have defended a similar sensory integration of the visual. Like the social scientists they have been influenced, the one more so than the other, by the writings of Merleau-Ponty, while Morgan also takes a strong interest in anthropology.²¹

More recently, Freedberg, known for his pioneering work on the emotional impact of images, has taken a different track, looking in particular at the investigations of the Italian neuroscientists Vittorio Gallese and Giacomo Rizzolatti into mirror neurons and empathy as confirming the more intuitive ideas on art and *Einfühlung*, already developed by Robert Vischer and other nineteenth-century art theorists, including Riegl. While such an approach looks attractive if we wish to reconstruct a culture's native comprehension of art, with all its bodily and sensory dimensions, it leaves little room for processes of incorporation. Instead, we had better concentrate on practice theory, with its interest in the historical nature of skills and habits, its conceiving of the body as always historically situated, as trained and plastic. But let us first have a look at one of Freedberg's essays.

4. „Culture tunes our neurons“

In this essay, published in 2008, Freedberg discusses a single work of art, Rubens' *A Peasant Dance* (1636-1640), now in the Prado.²² As

²⁰Christopher Pinney, *Piercing the Skin of the Idol*, in: idem and Nicholas Thomas (eds.), *Beyond Aesthetics: Art and the Technologies of Enchantment*, Oxford 2001, p. 158; Laura Marks, *Touch: Sensuous Theory and Multisensory Media*, Minneapolis 2002. 'Somaesthetics' was coined by the philosopher Richard Shusterman; 'corporeal eye' by the film historian Malcolm Turvey; 'corporeal image' by the visual anthropologist David MacDougall.

²¹See for instance: David Freedberg, *Antropologia e storia dell'arte: la fine delle discipline?*, in: *Ricerca di Storia dell'Arte* 94 (2008), pp. 5-18; Michael Fried, *Mendel's Realism: Art and Embodiment in Nineteenth-Century Berlin*, New Haven CT 2002; David Morgan, *The Look of the Sacred*, in: Roberto Orsi (ed.), *The Cambridge Companion to Religious Studies*, New York 2009, pp. 296-318.

²²David Freedberg, *Antropologia e storia dell'arte: la fine delle discipline?*, in:

he tells us, he wants to offer a new interpretation of the painting, one focusing on the motions of the bodies depicted and the emotions involved. After all, how can we look at this bunch of peasants dancing without feeling some 'inner motion', as he calls it, prompting us to mimic all their movements?

Central to Freedberg's interpretation is the so-called „simulation theory of empathy“ that was formulated in the 1990s after Rizzolatti's discovery of mirror neurons in the brain. By replicating (or „mirroring“) at a prereflective level the goal-directed movements of others, these neurons allow humans – without executing the motor act themselves – to grasp the meaning of these movements and the related emotions. Accordingly, in studying how we bodily engage with images, Freedberg prefers to focus on „felt movement of the body rather than on actual movements“, on „the sense of reacting as if one were behaving in physical ways without actually thus behaving“. Wishing to integrate cultural and biological factors, Freedberg also recommends the writings of Bourdieu and those of anthropologists Thomas Csordas, Michael Jackson, Tim Ingold and Carlo Severi, all of whom are working in a phenomenological vein. To address the multiple relationships between images, emotions, and the perception and movements of the body, he sketches a truly interdisciplinary perspective, one that should range from Marcel Mauss' „ethnography of movement“ to the „new sciences of movement“. But are these „new sciences“, the neurosciences, really that relevant? Could we not simply confine ourselves to anthropology and, of course, to the cultural history of the body, the senses and the emotions? Do they not teach us much more about Rubens and his *Peasant Dance*?

Consider a highly interesting study on how our mirror neurons respond differently when watching dances that we have learned to do, for which we have acquired the necessary bodily skills, and dances that we have not. In this neuroscientific study videos of classical ballet and Afro-Brazilian capoeira dance were shown to a group of subjects with

Ricerca di Storia dell'Arte 94 (2008), pp. 5-18.

motor experience of ballet, another one with experience of capoeira, and a third group of non-expert control subjects. The results were revealing: while all the subjects saw the same actions, the mirror areas of their brains responded quite differently according to whether they could perform the actions. The ballet dancers showed greater activity in their mirror areas when watching ballet than when watching capoeira moves, while the mirror areas of capoeira dancers showed the opposite effect. For the group with no motor experience of either ballet or capoeira, no such differences were detected. Crucial in each case were the inculcated motor skills. As the researchers concluded, these skills even inform the brain's mirror mechanisms.²³

In other words, culture or history matters, regardless of how fast and automatically these mechanisms respond – another case, as practice theorists would conclude, of history turned into nature. Recently, cultural historian Monique Scheer cautioned that we should read fMRI scans „as images of a 'used' brain, one molded by the practices of a specific culture, thus turning variations between scans of members of different social groups into meaningful data“.²⁴

Returning to Rubens' *A Peasant Dance*, if our acquired motor skills indeed determine the way our mirror neurons respond to the goal-directed movements of others, then we can safely assume that the painter's clients, the monarchs, courtiers and wealthy merchants all buying his art, did not feel much „inner motion“ when confronted with his swirling peasants. As several historians have shown, most members of the early modern elite, especially the men, were taught from childhood on to strengthen their bodies with exercise and to incorporate an elegant upright bearing through dancing, fencing and riding lessons. In other words, the dancing skills they had incorporated already from childhood on differed entirely from those incorporated by

²³B Calvo-Merino a.o., Action Observation and Acquired Motor Skills: An fMRI Study with Expert Dancers, in: *Cerebral Cortex* 15 (2005), 8, pp. 1243-1249.

²⁴Monique Scheer, Are Emotions a Kind of Practice (And is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion, in: *History and Theory* 51 (May 2012), p. 220.

Herman Roodenburg

Rubens' peasant folk.²⁵ As neuropsychologist Oliver Sacks observed, „culture tunes our neurons“.

5. Conclusion

Obviously, cultural history (or, if you like, the new historical anthropology) might profit greatly from anthropologists working in a phenomenological vein and from the present phenomenological turn in general. Yet as I have tried to argue, it also has enough to offer to the scholars (anthropologists and art historians but also psychologists, linguists and philosophers) already involved in the turn, provided that it focuses on the „knowing“ or the „mindful“ body, on how our bodies are always infused with history, as even Descartes realized while playing the lute. Numerous other early modern authors reflected on such issues as well, often in treatises on medicine but also on all kinds of bodily skills, from dancing, fencing and horse-riding to swimming, wrestling or even drawing and painting. These and other authors also discussed the senses and the emotions in ways that remind us more of William James and his interest in habituation than of the generations of psychologists after him. In sum, if we want to understand such texts and to trace which bodily, sensory and emotional equipment men and women in early modern Europe brought to pictures, a fresh look at practice theory (starting with a re-reading of Baxandall's pioneering study) will certainly help.

²⁵Georges Vigarello, *The Upward Training of the Body from the Age of Chivalry to Courtly Civility*, in: Michel Feher (ed.), *Fragments for a History of the Human Body*, New York 1989, pp. 149-106; Herman Roodenburg, *The Eloquence of the Body: Studies on Gesture in the Dutch Republic*, Zwolle 2004; in an essay written four years ago but only published this year, I expressed a more positive view on the simulation theory of empathy. See Herman Roodenburg, *The Visceral Pleasures of Looking. On Iconology, Anthropology, and the Neurosciences*, in: Barbara Baert a.o. (eds.), *New Perspectives in Iconology: Visual Studies and Anthropology*, Brussels 2012, pp. 211-229.

Von Akten, Akteuren und Archiven

Eine kleine Polemik

von Sabine Kienitz

Noch 1971 konnte Karl-Sigismund Kramer darauf verweisen, dass in der Volkskunde gemessen an der Zahl der Veröffentlichungen „die Arbeit an und mit der Historie [...] ein beträchtliches Gewicht, wenn nicht sogar Übergewicht“ aufweise.¹² Man könnte von daher sogar meinen, so seine ironische Vermutung, dass der „Durchschnittsvolkskundler“ sich aus Enttäuschung von der Gegenwart und ihren Problemen abgewendet und der vermeintlich „heilen“ Welt der Vergangenheit verschrieben habe. Diese Zeiten sind vorbei: Viele Fachvertreterinnen sprechen von sich ganz dezidiert als „Ethnologinnen“ und beschäftigen sich mit einer gewissen Ausschließlichkeit nur noch mit der Gegenwart. Kramer hätte hier wohl – ebenso ironisch – von den „Problembewußten“ gesprochen. Man könnte sogar die These aufstellen, dass sich das historische Arbeiten im Fach (weiterhin) in einer Krise befindet. Einen Hinweis darauf liefern unter anderem die BA-Studiengänge im Fach: Angesichts einer Verdichtung eines in sich abgeschlossenen, berufsbildenden Bachelorstudiums, das in sechs Semestern außer der Fachgeschichte noch Methoden, Kulturtheorien und natürlich vor allem Inhalte vermitteln soll, wird deutlich erkennbar, dass eine fundierte historische Ausbildung an Stellenwert verloren hat. Die Modulhandbücher räumen zwar der Vermittlung „qualitativer Methoden“ in den ersten zwei Semestern Raum ein, hierunter wird in den meisten Instituten jedoch eine einsemestrige Einführung in die Feldforschung verstanden. Dabei stehen Interviewführung und -auswertung

¹²Der Text basiert auf dem Vortrag „Geschichte(n) machen. Nähe und Distanz als methodisches Problem“ anlässlich des Akademischen Festkolloquiums, das unter dem Titel „Historizität und die Zirkulation von Wissen über historische Lebenswelten“ zu Ehren von Silke Göttsch im Juni 2012 im Seminar für Europäische Ethnologie / Volkskunde an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel stattfand.

²Vgl. Karl-S. Kramer, Zur Problematik historischer Volkskunde. Einige Bemerkungen zu Hermann Bausingers gleichnamigem Aufsatz im „Abschied vom Volksleben“, in: Zeitschrift für Volkskunde 67 (1971), S. 51-62, S. 51.

sowie praktische Übungen in Teilnehmender Beobachtung im Mittelpunkt. Die Arbeit im Archiv und die Erhebung sowie der konkrete Umgang mit archivalischen „Quellen“ bekommen nur noch in wenigen Instituten im Curriculum den entsprechenden Raum. Insofern entscheidet wohl der Studienort darüber, ob man als Studentin der Volkskunde / Kulturanthropologie über den Gang ins Archiv und den Kontakt mit historischem Aktenmaterial die Chance bekommt, vom „Archivfieber“ (Jacques Derrida) erfasst zu werden.

Sichtbar wird diese Krise auch in den Zahlen der Abschlussarbeiten im Fach, die Jens Wietschorke (Wien) für seinen Vortrag auf dem Tübinger dgv-Kongress 2011 für die Jahre 2007 bis 2009 zusammengestellt hat. Zwar verwies er dabei auf die statistischen Unwägbarkeiten, die aufgrund der unsicheren Ausgangsdaten groß seien, allerdings wurde hier doch die Tendenz deutlich, dass Studierende nur zu knapp einem Fünftel ihr Magisterstudium mit einer historischen Arbeit abgeschlossen haben, während bei den Dissertationen die Zahl immerhin auf knapp 30 Prozent anstieg.³ Angesichts des hohen Zeitaufwandes von archivbasierten Forschungsarbeiten wird sich dieses Verhältnis mit der Ablösung der Magister- durch Bachelor- und Masterstudiengänge sicher noch einmal verschlechtern.

Nicht nur das Studienangebot verweist darauf, dass historisches Arbeiten in einem Fach an Bedeutung verliert, das sich im Zuge einer Ethnologisierung immer stärker der Gegenwartsperspektive verschrieben hat. Auch wenn es auf den ersten Blick paradox klingt, möchte ich doch die vielfältigen Bemühungen, mit denen aktuell eine Verständigung über die Aufgabenstellungen, Möglichkeiten und den Sinn historischen Arbeitens im Fach in Gang gesetzt wird, als ein weiteres Symptom dieser Krise interpretieren. Gerade die massiven Vermittlungsversuche der Vertreter und Vertreterinnen einer *historischen Ethnographie*, die den direkten Bezug zwischen gegenwartsbezogener und historischer Forschung herzustellen bzw. die Unterschiede zwi-

³Ich danke Jens Wietschorke (Wien), dass er mir auf meine Nachfrage hin sein Zahlenmaterial freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

schen den beiden Herangehensweisen zu verwischen suchen, scheinen mir Ausdruck der Krise zu sein, indem hier kritische Positionen und Chancen der historischen Befremdung und Differenzenerfahrung⁴ zugunsten einer vordergründigen und projektiven Form des „Verstehens“ aufgegeben werden.

Ausgangspunkt: Faszination der Quellen

Im Folgenden geht es um zwei zentrale Aspekte des historischen Arbeitens und verbunden damit um jene „spezifischen Operationen“⁵ der Ermittlung und Erhebung von Daten, die – so Roger Chartier – einer Synthetisierung in Form von historischem „Wissen“ vorausgehen müssen. Zum einen geht es um das Archiv als den konkreten Ausgangspunkt, von wo aus die Suchbewegungen in historische Lebenswelten starten, wo diese Spurensuche nach der bzw. den Geschichte(n) real fassbar, wo sie auch für die Forscherin körperlich erlebbar wird. Eine Suche, die Sitzfleisch, Konzentration und Frustrationstoleranz erfordert, für die zwar grundsätzlich Erkenntnisziele formuliert, diese dann aber den Realitäten der Aktenlage immer wieder neu angepasst werden müssen. Zum anderen möchte ich auf Aspekte des Materials eingehen, auf die Spezifik der Quellen, in denen historische Momente von Mündlichkeit (hand-)schriftlich festgehalten und überliefert wurden und die wenn nicht die Basis, so doch das Kernmaterial darstellen, aus dem die Geschichte(n) zu machen sind und auf dem diese historischen (Re-)Konstruktionsprozesse aufbauen. Von diesen historischen Quellen, vor allem von Gerichtsakten geht eine große Faszination aus.

⁴Es erscheint fast ein bisschen absurd, dass gerade der Archivar das Archiv als „fremdes Gebiet“ benennt und auf der Konfrontation mit der Fremdheit der archivbasierten Fakten und Zeugnisse beharrt, während die historisch arbeitenden Kulturwissenschaftlerinnen die intuitive und vor allem verstehende Nähe zu den historischen Akteuren betonen, wobei die Rolle der „Akteure“ hier sowohl die Akten selbst als auch die historischen Subjekte übernehmen können. Vgl. dazu Dietmar Schenk, *Kleine Theorie des Archivs*, Stuttgart 2008, S. 29 sowie S. 42ff. Zur Nähe vgl. Michaela Fenske, *Mikro, Makro, Agency – Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 102 (2006), S. 151-177, S. 168.

⁵Vgl. dazu Roger Chartier, *Zeit der Zweifel. Zum Verständnis gegenwärtiger Geschichtsschreibung*, in: Christoph Conrad / Martina Kessel (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994, S. 83-97, S. 92.

Dietmar Schenk spricht hier von der „haptische(n) Qualität“⁶ von Geschichte, die mit dem Zugriff auf die Akten auch scheinbar ein direktes Zugreifen auf eine weit zurückliegende Zeit erlaube, und dem „intrinsicischen Wert“⁷ der Originale, der mit einer digitalen Aufbewahrung meist verloren gehen würde. Das liegt zum einen wohl an der Tatsache, dass es sich bei Gerichtsakten um eine spezifische Variante von Relikten handelt: Während historisches Verwaltungshandeln in seiner Gleichförmigkeit wenigstens zum Teil ähnliche Vorgänge produziert hat, die trotz ihres Status als „Unikate“⁸ doch miteinander verglichen werden können, handelt es sich bei Gerichtsakten eben um Vertextungen höchst individueller sozialer Handlungen und Geschichten, die trotz historischer Verrechtlichungsprozesse in der Form an anderer Stelle nicht zu finden sind. Zum anderen aber und mindestens ebenso wichtig scheint mir das Faktum zu sein, dass dieses Aktenmaterial fragmentarisch und zugleich unkalkulierbar in seiner Zusammensetzung ist: Spannung entsteht so auch aus der Tatsache, dass „das Vorhandene notorisch zufällig“⁹ und dabei nicht absehbar ist, welche Blätter, welche Akten in einem Bündel wie zusammengestellt wurden, und wie diese Blätter und ihre Inhalte, wie die Schreibenden und die in diesen Akten Beschriebenen aufeinander Bezug nehmen. Kurzum: Es handelt sich eben um Quellen, die man als Forscherin nicht selbst produziert hat, und deren Überlieferung nicht in irgendeiner Form beeinflusst oder im Nachhinein ergänzt werden kann.

Von der „archivalischen Quellenforschung“ zur „historischen Ethnographie“

Im Grundsatz geht es also um Methodenfragen dieser „archivalischen Quellenforschung“, von Hans Moser und Karl-Sigismund Kramer einst als grundlegende Basis einer ernstzunehmenden „historischen Volkskunde“ benannt, die heute gerne auch mit dem neuen Etikett

⁶Vgl. Schenk, *Kleine Theorie*, S. 66.

⁷Ebd., S. 82.

⁸Vgl. dazu Martin Burkhardt, *Arbeiten im Archiv. Praktischer Leitfaden für Historiker und andere Nutzer*, Paderborn 2006, S. 12.

⁹Vgl. Schenk, *Kleine Theorie*, S. 51.

einer „historischen Ethnographie“ versehen wird. Ziel dieser Umbenennung scheint es zu sein, auch von historischer Seite mit der spezifischen Qualität und den Herausforderungen ethnographischer Feldforschung gleichzuziehen und dabei Archivarbeit und gegenwartsbezogene Feldforschung methodisch auf eine Ebene zu stellen. Zwei Perspektiven überschneiden sich hier bzw. gehen hier zusammen: Die Einbettung von Archivarbeit in die aktuellen Überlegungen einer Wissensanthropologie. Dazu gehört eine Theorie des Archivs, die die „Bedingungen des Wissbaren“ bzw. des „Wissen-Schaffens“¹⁰ in diesem institutionellen wie methodischen Kontext durchdenkt. Dazu gehört dann auch die Umdeutung der Arbeit mit schriftlichem Quellenmaterial aus den Archiven als eine wenn nicht neue, so doch eben zusätzliche und ergänzende Variante dialogisch-reflexiver Forschungsmethoden, in denen dem Zusammentreffen von Forscherin und Feld besondere Wissenseffekte zugeschrieben werden. Dabei wird zum einen der epistemologische Wert der sinnlich-emotionalen Erfahrungen im Feld „Archiv“ hervorgehoben.¹¹ In dieser Argumentation gelten Archivalien im Sinne von Bruno Latours Ansatz einer symmetrischen Anthropologie als „Akteure“ und konkretes „Gegenüber“, die nicht nur über ihre Inhalte, sondern auch über ihre „materiale Wirkkraft“¹² in den Forschungsprozess eingreifen und entsprechend zu berücksichtigen seien. Zum anderen werden die gängigen Strategien einer Quellenkritik in diesem Konzept ergänzt durch die Betonung der Gefühle der Forscherin, um Assoziationen und Projektionen, die den Zugang zu historischen Lebenswelten im Sinne eines näheren und intensiveren Verstehens ermöglichen sollen. Ich überzeichne hier sicher etwas. Trotzdem muss man fragen, was denn hier eigentlich passiert ist, wie sich der Umgang mit dem Archiv bzw. genauer gesagt: wie sich der Diskurs über das Archiv und die dort zu erwartenden Funde und Erfahrungen und wie sich die epistemologischen Positio-

¹⁰Vgl. dazu Gesa Ingendahl / Lioba Keller-Drescher, Historische Ethnographie. Das Beispiel Archiv, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 106 (2010), S. 241-263, S. 250.

¹¹Vgl. dazu Fenske, Mikro, Makro, Agency.

¹²Vgl. dazu Ingendahl / Keller-Drescher, Historische Ethnographie, S. 249.

nen und Perspektiven in unserem Fach verändert haben? Wie kam es zu diesem Prozess der Emotionalisierung, zu den Verschiebungen in der Wahrnehmung und auch im Umgang mit den Quellen, aber auch zu diesen Verschiebungen in der Deutung von Nähe und Distanz, Vertrautheit und Fremdheit?

Von der Entsagung zur Emotionalisierung

Ein kurzer Blick zurück in die Geschichte des Faches ist notwendig, wenn er auch an dieser Stelle keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann: „Archivalische Quellenforschung“¹³ war eben das Stichwort, mit dem Karl-Sigismund Kramer 1971 in seiner Replik auf einen Bausinger-Text im „Abschied vom Volksleben“ noch sehr nüchtern seine Arbeitsweise umschrieb, ausgehend von seinem Selbstverständnis und der Überzeugung, dass eine Materialbeschaffung auf breiter Ebene anzustreben sei, um historische Lebenswelten sichtbar zu machen. Historisch-archivalisches Arbeiten müsse dabei eine „auf ein Ganzes“ zielende Materialsammlung zum Ziel haben. Der Begriff wie auch die Beschreibung der Herangehensweise an historische Alltags- und Lebenswelten erscheinen in dieser Darstellung als völlig unkapriziös, dahinter verbarg sich das Selbstverständnis einer mühselig-zähen wissenschaftlichen Kärnerarbeit.¹⁴ Seiner Erfahrung nach handelte es sich hier eben um eine Arbeitsweise „bar äußerlichen Glanzes“, die eben von den Forschenden neben gründlichem, systematischem Arbeiten vor allem „Entsagung“ verlangte. Kramer setzte zwar den „ordnenden Geist des Forschers“¹⁵ voraus, rückte diesen jedoch nicht prominent in den Vordergrund der Aufmerksamkeit.

Auch im Rahmen der historischen Schule der französischen „Annales“ ist dieser Anspruch einer systematischen Quellenerhebung gängige Praxis gewesen: Hier ging es in der Perspektive einer „longue durée“ um eine breit angelegte Recherche oder um die konsequente

¹³Vgl. dazu Kramer, Zur Problematik, S. 60.

¹⁴Vgl. dazu auch die Darstellung bei Silke Göttisch, „Alle für einen Mann ...“. Leibeigene und Widerständigkeit in Schleswig-Holstein im 18. Jahrhundert, Neumünster 1991, S. 23-26.

¹⁵Vgl. Kramer, Zur Problematik, S. 61.

und systematische, meist computergestützte quantitative Erhebung einzelner archivalischer Quellengattungen wie zum Beispiel Leichenpredigten, Testamente, Heiratsurkunden und Musterungsakten über längere Zeiträume. Ziel dieser „histoire des mentalités collectives“ auf der Basis seriell angelegter Analysen war es, historische Mentalitäten bzw. deren Veränderungen auszumachen. Auch in der Volkskunde wurden Forschungsvorhaben dieser Art angestoßen. So arbeitete das Münsteraner Projekt zur „Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“ ebenfalls auf der Basis von Inventaren.

Nur eine Annales-Generation später ist mit der Phase der „Nouvelle Histoire“ eine zentrale Verschiebung erkennbar – der Kieler Historiker Otto Ulbricht spricht davon, dass nun „aus Marionetten Menschen“ geworden seien¹⁶ – eine Verschiebung, deren Auswirkungen sich wohl bis heute in der Praxis historischen Arbeitens niederschlagen: Nun war die Wiederentdeckung des historischen Subjekts, des einzelnen Individuums das erklärte Ziel, und gerade diese Wiederentdeckung der Akteure hatte eben auch starke Auswirkungen auf die Praxis der Archivnutzung und der Quellenerhebung. Mit der Aufwertung des „Außergewöhnlichen Normalen“ und der Hervorhebung von dessen spezifischer Aussagekraft war die Basis eines mikrogeschichtlichen Ansatzes geschaffen, in dessen Gefolge sich die heuristischen Setzungen veränderten: Es wurde ein Wandel vollzogen von der Erforschung der strukturellen Kontexte und Handlungsbedingungen hin zur Frage nach den subjektiven Umgangsweisen, zu den kulturellen Praktiken und den Bedeutungen, die die einzelnen Menschen mit ihren Handlungen verbanden.

Im Zuge dieser Verschiebung von Interessen veränderten sich nun auch die Ansprüche an die Erarbeitung eines Quellenkorpus, der nun in seiner Normalität über sich hinausweisen und in irgendeiner Form spektakulär sein sollte, der in seiner Außergewöhnlichkeit aber auch

¹⁶Vgl. dazu Otto Ulbricht, *Aus Marionetten werden Menschen. Die Rückkehr der unbekannteren historischen Individuen in die Geschichte der Frühen Neuzeit*, in: Erhard Chvojka / Richard van Dülmen / Vera Jung (Hrsg.), *Neue Blicke. Historische Anthropologie in der Praxis*, Köln 1997, S. 13-32.

aussagekräftig genug sein musste, um Rückschlüsse auf den Alltag zu gewährleisten. Carlo Ginzburgs Geschichte des friaulischen Müllers Domenico Scandella, genannt Menocchio, 1976 in Turin publiziert und 1979 erstmals auf deutsch erschienen¹⁷, wurde zu einem Meilenstein des kulturwissenschaftlichen Ansatzes in der historischen Forschung und war für viele eine folgenschwere Entdeckung mit gewichtigen Konsequenzen für die eigene Archivarbeit: Folge davon war die Idee, im Rahmen derartiger Fallstudien nun im Sinne von „Sondierungen“ und „Tiefenbohrungen“ Erkenntnisse über historische Lebenswelten zu erlangen und die Systematik dabei weitgehend hintan zu stellen. Die „besondere Situation“ galt als der ideale Ausgangspunkt für die Beantwortung der Frage, „wie die Individuen durch ihre Bündnisse und Rivalitäten und über die Abhängigkeiten, die sie wechselseitig binden, sowie die Konflikte, die sie spalten, die gesellschaftliche Welt hervorbringen.“¹⁸ Hinzu kam der als „neu“ wahrgenommene Modus des Erzählens im historischen Präsens, wie ihn Historikerinnen wie Arlette Farge¹⁹ und Natalie Zemon Davis²⁰ in ihren Arbeiten bevorzugten, sowie mit Clifford Geertz ein semiotischer Kulturbegriff, der ebenfalls den Subjekten als den Sinnproduzenten mehr Raum und Bedeutung beimaß. Damit begann die Erfolgsgeschichte eines Ansatzes, der die „schriftlosen und scheinbar ‚geschichtslosen‘ Menschen“²¹ als historische Subjekte sichtbar werden ließ und eine Vielzahl von höchst individuellen Geschichten und Biographien zutage brachte.

Die Faszination des Spektakulären bestimmte sowohl die Wahl des Forschungsgegenstandes als auch die Art der Darstellung. Sieht man sich die Publikationen aus jenen Jahren an, die um das Thema einer

¹⁷Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Frankfurt am Main 1979.

¹⁸Vgl. Chartier, *Zeit der Zweifel*, S. 85.

¹⁹Vgl. Arlette Farge, *Das brüchige Leben. Verführung und Aufruhr im Paris des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1989.

²⁰Natalie Zemon Davis, *Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler*, Berlin 1987; Dies., *Die wahrhaftige Geschichte der Wiederkehr des Martin Guerre*, München 1984.

²¹Ulbricht, *Marionetten*, S. 15.

historischen „Volkskultur“ kreisten, dann wird deutlich, dass und wie hier eine tiefgreifende Emotionalisierung des Archivs einsetzte, eine affektive Beziehung zu den Akten und zu den „vergrabenen und wieder gefundenen Worten“²², die Zugang gewähren sollten zu den „unbekannten Menschen der Vergangenheit“²³. Der Wunsch und zugleich auch die Illusion, durch diese Form von Empathie und scheinbarer Nähe „ein klein wenig in die Köpfe dieser Menschen hinein(zu)sehen“²⁴, scheint bis heute aktuell zu sein, und das trotz einer breit rezipierten Writing-Culture-Debatte, die auf die Unangemessenheit solcher Deutungs- und Konstruktionsprozesse sowie auf die Widersprüchlichkeit scheinbar logischer und in sich geschlossener Konzepte von Kultur hingewiesen hat. Möglicherweise greift meine Analyse an dieser Stelle zu kurz, mir drängt sich allerdings der Eindruck auf, dass die Idee einer „historischen Ethnographie“ genau an diesem Punkt anknüpft. Darauf komme ich gleich noch einmal zurück.

Exkurs: Zu einer Ethnographie des Archivs

Zuerst aber ist mir ein anderer Gedanke wichtig: Die Bemühungen um eine Rehabilitation des forschenden Subjekts und die Bedeutung der Gefühle auch im Sinne der Einbeziehung eines „Selbst“ im Rahmen autoethnographischer Reflexions- und Schreibprozesse werden ja gerade stark diskutiert.²⁵ Insofern würde ich denken, dass eine systematisch angelegte Ethnographie des Archivs und damit die Erforschung der Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens bzw. seines Wandels im Zuge der Modernisierung der Archive mit Betonung der Perspektive der Archivnutzerinnen noch aussteht. Die klassische Frage danach, was denn hier eigentlich passiert, also die Frage nach der Inszenie-

²²Vgl. Farge, *Das brüchige Leben*, S. 7.

²³Vgl. Ulbricht, *Marionetten*, S. 29.

²⁴Vgl. ebd.

²⁵Vgl. dazu Brigitte Bönisch-Brednich, *Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 108 (2012), S. 47-63; oder auch Billy Ehn, *Doing-it-yourself. Autoethnography of Manual Work*, in: *Ethnologia Europaea* 41 (2011), Heft 1, S. 53-63.

rung dieses Arkanums „Archiv“²⁶, nach den Ordnungsstrukturen, Abläufen und sozialen Interaktionen und den dazugehörigen Gefühlen der Ohnmacht und Abhängigkeit erscheint lohnend auch angesichts der Tatsache, dass in den aktuellen „Einführungen in die moderne Archivarbeit“²⁷ häufig das Thema des Scheiterns überwiegt: Das potentielle Scheitern an der Materialmenge, an der Undurchschaubarkeit von Strukturen, aber auch an der Resilienz von Archivmitarbeiterinnen.²⁸ Die hier gewählten Zuschreibungen von der „unbekannten Größe Archiv“, deren „Beständeschungel“ meist „unheimlich und undurchschaur“ sei und „zunächst erobert“ werden müsse, legen nahe, dass die Begegnung mit historischen Zeugnissen aufgrund der damit verbundenen (bakteriellen) Gefahren doch mindestens expeditiousartig geplant werden müsse. Auch ist diese Form der Auratisierung des Archivs als „monstro simile“²⁹ dazu geeignet, die Forscherin als Heldin oder doch mindestens als Detektivin erscheinen zu lassen. Dabei können die Orte, an denen man mit diesem Material konfrontiert ist, inzwischen unterschiedlicher kaum sein. Arlette Farges Beschreibung, dass sie mit sommers wie winters vor Kälte steifen Fingern Akten von Hand transkribiert habe, bestätigt Opferbereitschaft ebenso wie Leidenschaft für die Arbeit im Archiv, gehört inzwischen aber sicher der Vergangenheit an.³⁰ Immer häufiger jedenfalls handelt es sich hier um technisch hochgerüstete und klimatisierte Räume mit Strom für den Laptop, die sowohl Transparenz als auch vor allem Distanz schaffen und in denen alles geregelt und eigentlich nichts dem Zufall überlassen wird.

Historische Prozesse der In-Wert-Setzung

Probleme sehe ich allerdings, wenn man das Archivmaterial als „Ge-

²⁶Vgl. dazu Burkhardt, *Arbeiten im Archiv*, S. 10.

²⁷So z.B. der Band von Sabine Brenner-Wilczek u.a., *Einführung in die moderne Archivarbeit*, Darmstadt 2006.

²⁸Vgl. dazu Burkhardt, *Arbeiten im Archiv*, S. 17.

²⁹Vgl. dazu Brenner-Wilczek, *Einführung*, S. 26.

³⁰Vgl. dazu Arlette Farge, *Der Geschmack des Archivs*, Göttingen 2011, S. 7.

genüber im Forschungsprozess“³¹ begreifen will und damit in Anlehnung an symmetrische Beziehungsformen in der Feldforschung quasi eine sowohl emotionale als auch soziale und dialogische Beziehung zu den Akten aufgebaut wird. Die Wirkmacht des Materials kann sicher nicht bezweifelt werden, wenn zum Beispiel von den „Machtgebärden“ von Archivalien wie zum Beispiel Handwerksordnungen oder den internen Machtdemonstrationen von Handakten die Rede ist.³² Zu fragen bleibt allerdings, inwieweit diese Deutungen weniger als reflexiv und stattdessen als retrospektiv und ahistorisch einzuordnen sind und inwieweit sie einen stark projektiven und zuschreibenden Charakter haben. Könnte es sein, dass diese romantische Überhöhung erst das Ergebnis eines historischen Prozesses der In-Wert-Setzung, das Ergebnis einer spezifischen kulturellen Praxis und damit eben Teil einer Zirkulationsleistung zwischen der Wahrnehmung und der Bewertung historischer Quellen wie auch der jeweiligen Fragestellungen ist. Die Frage mag banal sein, aber: was wissen wir über den alltäglichen Umgang der Zeitgenossen mit diesem Material? Die „Faszination des Raren“³³, von der Arlette Farge spricht, oder auch die „Faszination des Spektakulären“³⁴, die Alf Lüdtke betont, ist eben nicht in der Akte selbst, sondern im technischen Akt der Überlieferung und in der historischen Bewertung dieses Materials begründet und sagt von daher nichts über die zeitgenössische Bedeutung dieser Papierhaufen aus, die nach der Aushebung in den Regalen heute im Archiv auf die Benutzung warten.

Die Forscherin als Heldin? Subjektwerdung im Archiv

Was also passiert hier noch, wenn Akten zu „Akteuren“ und – in Anlehnung an das dialogisch-reflexive Setting der Feldforschung – zum

³¹Vgl. dazu Ingendahl / Keller-Drescher, Historische Ethnographie, S. 241.

³²Ebd., S. 256.

³³Vgl. dazu Farge, Das brüchige Leben, S. 11.

³⁴Vgl. Alf Lüdtke, Protest – oder: die Faszination des Spektakulären. Zur Analyse alltäglicher Widersetzlichkeiten, in: Heinrich Volkmann / Jürgen Bergmann (Hrsg.), Sozialer Protest. Studien zu traditioneller Resistenz und kollektiver Gewalt in Deutschland vom Vormärz bis zur Reichsgründung, Opladen 1984, S. 325-341.

„Gegenüber im Forschungsprozess“ erklärt werden? Diese Zuschreibung verändert nicht die Inhalte, könnte aber, so meine Vermutung, der Aufwertung der Position der Forscherin im Forschungsprozess dienen. Denn dann geht es nicht mehr um „Entsagung“, wie sie Kramer noch im Umgang mit den Archivalien voraussetzte, sondern um die Inszenierung einer Subjektwerdung der Forscherin in der Auseinandersetzung mit diesen „Akteuren“, die emotional besetzt und angeeignet und mit einem Eigenleben ausgestattet werden. Die Authentizität der eigenen Gefühle in der körperlich spürbaren Konfrontation mit diesem Material ist dann die Basis und wohl auch die Voraussetzung dafür, um als Forscherin Bedeutung zu generieren und sich in das Setting des Forschungsprozesses einzuschreiben, um die Autorität und das symbolische Kapital zu erlangen, ähnlich den Strategien, mit denen Feldforscherinnen ihre Anwesenheit im Feld authentifizier(t)en.³⁵ Auf diesem Gefühl baut dann auch die privilegierte Beziehung zum Material und der besondere Anspruch auf Verstehen und Erkenntnis auf, der ebenso im Narrativ des Archivfundes nach dem von Rolf Lindner zitierten Prinzip der „serendipity“ zelebriert wird.³⁶ Ich gebe zu: Auch ich erzähle gerne von dem Grusel, der mich bei der Konfrontation mit der Mordwaffe oder den Zaubersprüchen in den Akten erfasst hat. Dies sagt aber mehr über meine Projektionen auf den Gegenstand als über die Bedeutung des Gegenstandes im historischen Kontext aus.

Empathie als Ersatz für Fremdverstehen?

Noch grundsätzlicher aber stellt sich die Frage: Was genau haben meine in der Gegenwart angesiedelten Affekte und Emotionen bei der Begegnung mit Papier und Schrift aus der Vergangenheit mit der Erhebung und der Interpretation von historischen *Inhalten* zu tun?

³⁵Vgl. dazu James Clifford, Über ethnographische Autorität., in: Martin Fuchs / Eberhard Berg (Hrsg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt am Main 1993, S. 109-157.

³⁶Vgl. dazu die Darstellung des Prinzips der Serendipität bei Rolf Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt am Main 1990, S. 223f. sowie Ders., Vom Wesen der Kulturanalyse, in: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003), S. 177-188.

Verstehe ich die Darstellungen in den Akten nun besser, weil ich eine bestimmte Form von Nähe zu diesem Material spüre? Empathie erscheint mir auch zur Erschließung historischer Lebenswelten zwingend notwendig. Aber ich sehe auch die Gefahr eines Zuviels an Gefühl, das „das ‚Fremde‘ auf dem Wege der verstehenden Aneignung“³⁷ vereinnahmt und beherrschbar zu machen versucht. Hier droht der Verlust der analytischen Distanz, die weniger durch eine subjektiv begründete Nähe als durch reflektierte Ver- bzw. Befremdung produktiv gemacht werden kann. Die Aussagekraft meiner persönlichen Emotion in der Konfrontation mit den Quellen und die Affizierung durch die räumliche Konstellation Archiv hat in dem Falle eben wenig mit den Inhalten der Archivalien zu tun. Denn: Das Archiv selbst ist nur der Ort, wo die Forscherin den Quellen *begegnet*, es ist aber nicht der Ort, wo diese Quellen produziert wurden, wo sie entstanden sind. Das Archiv ist nur der Ort der Sammlung, der systematischen Aufbewahrung, der Verwahrung, der Überlieferung, und auch wenn ich die Vorstellung problematisch finde, dass eine Quelle eine eigene „Biographie“ habe, muss man sich doch die massiven Wanderungsbewegungen und auch die organisatorischen Umbettungen vor Augen halten, die dieses Material im Lauf der Zeit mitgemacht hat, das heißt dass sich ähnlich wie bei (historischem) Bildmaterial die Bedeutung dieser Quelle je nach Kontext stark verändern kann. Das Archiv ist zwar mit besonderer kultureller Bedeutung ausgestattet und hat die Funktion eines offiziell legitimierten Speichermediums, wo diese schriftlichen Zeugnisse des arbeitsteiligen Verwaltungshandelns nach einem spezifischen archivischen Prinzip zusammengeführt und gelagert werden. Mit den Quellen selbst und den Umständen ihrer Entstehung wie auch mit ihren Inhalten hat dieser Ort aber eigentlich nichts zu tun. Die Nähe-Gefühle, die Form von Empathie, „das Bewegende in der Kon-

³⁷Vgl. dazu die Überlegungen zur Problematik des Fremdverstehens bei Karl R. Wernhart / Werner Zips, Einführung in die theoretischen und methodologischen Grundlagen der Ethnohistorie, in: Dies. (Hrsg.), Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung, Wien 2001, S. 13-40, hier S. 29.

frontation mit dem Antiquarischen“³⁸, die Emotionen, die hier bei der Begegnung mit dem Material entstehen mögen, entstammen also nicht der Welt des Historischen, sondern sind bereits Teil der Deutung und der In-Wert-Setzung durch die aktuelle Gegenwartsgesellschaft und eine wissenschaftliche Community, die dem Umgang mit diesem Material heute eine spezifische Bedeutung zuschreibt und damit zugleich die eigene (professionelle) Bedeutung generiert.³⁹

Und damit sind wir beim Problem des Archivs: Das Archiv homogenisiert, es glättet und lässt dabei die Unterschiede der Entstehungskontexte von Quellen verschwinden. Das Archiv als Ort und als technisch organisiertes System zwingt Quellen in einen gemeinsamen Kontext, den sie „zu Lebzeiten“, also im Moment ihrer Entstehung in dieser Form nie hatten. Die Ordnung, in der die Archivbenutzerin die Akten vorfindet, ist letztlich das Ergebnis der Arbeit der Archivare, die Altregistraturen übernehmen, die die Bedeutung des Materials vor dem Hintergrund des jeweiligen Zeitkontextes bewerten, die Akten kassieren und auf diese Weise bedeutende Eingriffe in die „Materialität der Vergangenheit“ vornehmen und damit den Überlieferungsprozess in Gang setzen.⁴⁰ Diese Differenz zwischen historischem Entstehungskontext und Überlieferungsbildung ist aber wichtig, denn Materialien müssen rekontextualisiert, Entstehungszusammenhänge müssen rekonstruiert werden, um die Bedeutung des Überlieferten nachvollziehen und einordnen zu können: Wer wie mit wem korrespondiert hat, wer vor wem mit welchem Selbstverständnis aufgetreten ist, erklärt sich ja nicht durch *mein* Gefühl und *meine* Nähe zum Material, sondern nur durch systematische Zuordnung, durch Kontextualisierung und vor allem durch entsprechendes Vorwissen.⁴¹ Das Diktum vom

³⁸Schenk, Kleine Theorie, S. 65.

³⁹Vgl. dazu die Überlegungen zur Historizität von Bewertungskriterien und der damit verbundenen Überlieferungsbildung durch die „Historiker-Archivare“ bei Schenk, Kleine Theorie, S. 75-88.

⁴⁰Vgl. dazu Burkhardt, Arbeiten im Archiv, S. 16.

⁴¹Auch die Einführungen in die Archivarbeit betonen dieses Vorwissen, das die Archivbenutzerin sich systematisch im Vorfeld durch Sekundärliteratur aneignen müsse.

„Erkenntnisgewinn durch Archivarbeit“⁴² muss eben insofern relativiert werden, als es meist auf einem Wissen basiert, das *außerhalb* des Archivs und jenseits der Quellenfragmente recherchiert werden muss. Insofern ist auch Dietmar Schenk zuzustimmen, demzufolge das Archiv eben *nicht* als ein „Wissensspeicher“ fungiert: Wissen, so sein Einwand, sei nicht in den Akten selbst hinterlegt, sondern entstehe erst durch das spezifische Erkenntnisinteresse der Forscherin und die jeweiligen analytisch begründeten Zusammenhänge, in die das Material gezielt und zugleich selektiv eingeordnet werde.⁴³

Gemeinsamkeiten statt Konkurrenz um Deutungshoheit?

Intensive Debatten über den Stellenwert historisch-archivalischer Arbeit im Fach sind kein neues Phänomen.⁴⁴ Die älteren Fachkolleginnen wissen das sehr viel besser und kennen auch die Auswirkungen einer solchen Fachdiskussion noch aus näherer Anschauung. Wenn man die Texte aus den 1970er-Jahren über den damals eingeläuteten „Abschied vom Volksleben“⁴⁵ und die Auseinandersetzungen über den Stellenwert der „exakt-historische(n) Methode“⁴⁶ liest, klingt das nach einem unschönen Kleinkrieg um Bewertungen und auch um Strategien der Distinktion innerhalb des Faches. Insofern hat die aktuelle Reflektion über das Archiv als epistemischen Ort und die mögliche Neubewertung und Bedeutung von archivalischem Quellenmaterial fast schon etwas Versöhnlich-Entspanntes: Das Nachdenken über *gemeinsame* erkenntnisleitende Perspektiven und eine konkrete Verbindung zwi-

⁴²Vgl. Brenner-Wilczek, Einführung, S. 9.

⁴³Vgl. dazu Schenk, Kleine Theorie, S. 53. Insofern halte ich auch die These von den „Wissenseffekten“, die allein durch die „komplexe Anordnung aus Material und Bearbeitern“ im Zusammenspiel erzeugt werden, für eine Chimäre. Vgl. dazu Ingendahl / Keller-Drescher, Historische Ethnographie, S. 253.

⁴⁴Vgl. dazu u.a. die Darstellung bei Friedemann Schmall, Unentschiedene Disziplinarität. Geschichte und Gegenwart – Überlegungen zur Logik eines wissenschaftstheoretischen Dauerthemas in der Volkskunde, in: Andreas Hartmann / Silke Meyer / Ruth-E. Mohrmann (Hrsg.), Historizität. Vom Umgang mit Geschichte, Münster 2007, S. 183-197.

⁴⁵Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970.

⁴⁶Vgl. auch Karl-S. Kramer, Historische Methode und Gegenwartsforschung in der Volkskunde, in: Populus Revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart, Tübingen 1966, S. 7-14.

schen gegenwartsbezogenen und historisch ausgerichteten Formen der Ethnographie wirkt immerhin konstruktiv im Gegensatz zu den antagonistisch angelegten Streitigkeiten um die Frage von Geschichte *oder* Gegenwart. Wenn ich auch bisher nicht erkennen kann, dass diese Gesprächsangebote und dieser Kampf um Anerkennung auf Seiten der ‚problembewussten Ethnologen‘ im Fach Wirkung zeigen.

Vor dem Hintergrund einer stark gegenwartsbezogenen Ausrichtung des Faches und angesichts der geringen Zahl von dezidiert historischen Abschlussarbeiten im Fach sehe ich allerdings weiterhin die dringende Aufgabe, die Bedingungen und Perspektiven einer archivbasierten historischen Kulturanalyse zu betonen und das heißt vor allem die Spezifika dieser Lernprozesse über kulturelle Differenz. So gilt es meines Erachtens, gerade die Unterschiede und damit die Schwierigkeiten und Herausforderungen im Versuch des Fremdverstehens der Vergangenheit herauszuarbeiten. Ob der Ansatz einer „historischen Ethnographie“ dabei hilfreich ist, oder ob es sich hier nicht um ein weiteres Krisensymptom einer schwächelnden historischen Ausbildung im Fach handelt, vermag ich nicht einzuschätzen. Ob es allerdings sinnvoll ist, die erkennbare Kluft zwischen diesen beiden empirischen Standbeinen und Startpunkten kulturwissenschaftlichen Forschens und vor allem die Konkurrenz um die Deutungshoheit zu überbrücken, indem man gezielt versucht, „Gemeinsamkeiten“ zu konstruieren, wird die weitere Diskussion im Fach zeigen. Gemeinsam ist beiden Ansätzen sicher die Aufgabe, die notwendige Balance zwischen Nähe und Distanz zu halten.

Register
Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe

Bachem, Malte 37	Lanzinger, Margareth 51
Binder, Beate 1	Lennartsson, Rebecka 77
Fenske, Michaela 1	Roodenburg, Herman 93
Hackler, Ruben 37	Wietschorke, Jens 23
Keller-Drescher, Lioba 65	Wilson, Tracie L. 5
Kienitz, Sabine 107	